

# POLYLOGE

## Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit

Eine Internetzeitschrift für „Integrative Therapie“

(peer reviewed)

2001 gegründet und herausgegeben von:

Univ.-Prof. Dr. mult. **Hilarion G. Petzold**, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen, Donau-Universität Krems, Institut St. Denis, Paris, emer. Freie Universität Amsterdam

In Verbindung mit:

Dr. med. **Dietrich Eck**, Dipl. Psych., Hamburg, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Univ.-Prof. Dr. phil. **Liliana Igrić**, Universität Zagreb

Univ.-Prof. Dr. phil. **Nitza Katz-Bernstein**, Universität Dortmund

Prof. Dr. med. **Anton Leitner**, Department für Psychosoziale Medizin und Psychotherapie, Donau-Universität Krems

Dipl.-Päd. **Bruno Metzmacher**, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Lic. phil. **Lotti Müller**, MSc., Psychiatrische Universitätsklinik Zürich, Stiftung Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Rorschach

Dipl.-Sup. **Ilse Orth**, MSc., Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Dr. phil. **Sylvie Petitjean**, Universitäre Psychiatrische Kliniken Basel, Stiftung Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Rorschach

Prof. Dr. päd. **Waldemar Schuch**, M.A., Department für Psychosoziale Medizin, Donau-Universität Krems, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Prof. Dr. phil. **Johanna Sieper**, Institut St. Denis, Paris, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

© FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper Düsseldorf/Hückeswagen.

Ausgabe 16/2008

## Scheidung – ein Risikofaktor für Kinder?

Ruth Schenke, Dortmund\*

---

\* Aus der „Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit“, staatlich anerkannte Einrichtung der beruflichen Weiterbildung (Leitung: Univ.-Prof. Dr. mult. Hilarion G. Petzold, Prof. Dr. phil. Johanna Sieper, Düsseldorf, Hückeswagen <mailto:forschung.eag@t-online.de>, oder: [EAG.FPI@t-online.de](mailto:EAG.FPI@t-online.de), Information: <http://www.Integrative-Therapie.de>)  
Quelle: POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit bei: [www.fpi-publikationen.de/polyloge](http://www.fpi-publikationen.de/polyloge) Graduiierungsarbeit aus dem Jahre 2006

# Inhaltsverzeichnis

<b>EINLEITUNG</b> .....	<b>3</b>
<b>1. FAMILIE IM WANDEL DREIER EPOCHEN</b> .....	<b>4</b>
1.1 DIE FAMILIE ALS WIRTSCHAFTSGEMEINSCHAFT.....	4
1.2 DAS BÜRGERLICHE FAMILIENLEITBILD IM ZEITALTER DER INDUSTRIALISIERUNG .....	4
1.3 DIE MODERNE FAMILIE UND IHRE POSTMODERNE WEITERENTWICKLUNG .....	5
1.4 DISKUSSION .....	7
<b>2. SCHEIDUNGSKRISE – EIN SEGMENT IN DER LEBENSSPANNE MIT MULTIFAKTORIELLER BELASTUNG</b> .....	<b>8</b>
2.1 VERÄNDERUNGEN IN DER „ÄUßEREN REALITÄT“ IM SINNE DES „SOZIALEN SINNVORSTEHENS“ .....	10
2.1.1 Trennungs- und scheidungsbedingte Lebensweltveränderungen im Mikro- und Mesokontext .....	11
2.1.2 Psychosoziale Belastungen .....	12
2.1.3 Folgerungen .....	13
2.2 VERÄNDERUNGEN IN BEZUG AUF DIE „INNERE REALITÄT“ (PSYCHODYNAMIK).....	14
2.2.1 Gefühlsreaktionen .....	14
2.2.2 Geschlechtsspezifische Unterschiede .....	18
2.3 SYMPTOMBILDUNG IM SINNE VON ANPASSUNG UND BEWÄLTIGUNG .....	19
<b>3. WEGE ZUR BEWÄLTIGUNG DER SCHEIDUNGSKRISE</b> .....	<b>20</b>
3.1 DAS INTEGRATIVE MODELL DER „PROTEKTIVEN FAKTOREN UND PROZESSE, RISIKOFAKTOREN UND RESILIENZ“ ...	20
3.2 RESSOURCEN- UND COPINGANALYSE .....	22
3.2.1 Günstige Dispositionen und Kompetenzen der Kinder.....	23
3.2.2 Positives Elternverhalten .....	24
3.2.3 Hilfreiche Umwelteinflüsse .....	26
3.2.4 Professionelle Unterstützung .....	27
<b>4. LANGZEITFOLGEN VON SCHEIDUNG UND DIE KONSEQUENZ</b> .....	<b>28</b>
<b>ZUSAMMENFASSUNG:</b> .....	<b>29</b>
<b>LITERATUR:</b> .....	<b>31</b>

Eine Scheidung ist eine ebenso  
ehrenwerte Sache wie eine Ehe-  
schließung  
(*Françoise Dolto*)

## Einleitung

Laut Angaben des Statistischen Bundesamtes wurden in den 70er Jahren rund 15 von 100 bestehenden Ehen in Westdeutschland geschieden. Zu Beginn der 90er Jahre waren es mit 30 Scheidungen von 100 Ehen schon doppelt so viele. Im Jahr 2003 wurden rund 43 Prozent der Ehen geschieden, wobei in der Hälfte der geschiedenen Ehen Kinder unter 18 Jahren leben (*Statistisches Bundesamt 2004*).

Das Leitbild der Klein- bzw. Normalfamilie scheint sich angesichts solcher Statistiken zu verabschieden. In Verbindung mit sinkender Geburtenrate, Individualisierungsprozessen und "Ausdifferenzierung von Privatheit" (*Peuckert 1999, 12*) fragt *Beck-Gernsheim* (1998) nicht ohne Grund "Was kommt nach der Familie?".

*Lenz/Tillmann* (1997) stellen fest, dass sich Lehrerinnen und Lehrer zunehmend mit Kindern aus alleinerziehenden und aktuellen Trennungssituationen konfrontiert sehen. Diese Kinder machen erhebliche Leidensprozesse mit oft massiven schulischen Auswirkungen durch, woraus sich bereits erhebliche Belastungen für die schulische Arbeit ergeben haben.

Beim Auseinanderbrechen der Familie machen die Betroffenen krisenhafte Erfahrungen und unterliegen diversen "pathogenen Stimulierungen" (*Petzold 1993, 577 ff.*). Trennungen, die quasi über Nacht über Kinder hereinbrechen, wirken oftmals traumatisierend. Der Auszug eines Elternteils verursacht kurzfristig heftigen Trennungsschmerz, langfristig Defiziterleben und eine Schwächung der Identifikationsmöglichkeiten. Sofern sie nicht bereits stattfanden, so beherrschen ab dem Zeitpunkt der Trennung Konflikte die Szene. Zur Störung kann sich z.B. eine dysfunktionale Handhabung des Besuchsrechts auswachsen. Die destruktive Dynamik in den von Trennung und Scheidung betroffenen Familien mündet daher vielfach in professioneller Beratung, Mediation oder Psychotherapie.

Das Ziel der vorliegenden Arbeit soll es sein, trennungsbedingten Risiken potentielle protektive Faktoren gegenüberzustellen. Es wird die Frage gestellt, welche Faktoren und Bedingungen die Gefahr der Störung der körperlich-geistig-seelischen Entwicklung von Kindern und Jugendlichen im Falle der elterlichen Trennung vermindern können oder auch, unter welchen Voraussetzungen die Scheidung der Eltern das kindliche Bewältigungsskript erweitern kann.

Im ersten Teil wird dazu der Bedeutung von Ehe und Familie in historischer und sozialwissenschaftlicher Hinsicht nachgegangen. Die Einbindung der Thematik in "Kontext und Kontinuum" (*Petzold 1993, 23*) soll zum Verständnis für gesellschaftliche, ökonomische und anthropologische Hintergründe beitragen, die "Vorläufer" der aktuellen Vielfalt an Lebensformen und die Bedeutung des Wandels für die Kinder aufzeigen.

Im zweiten Teil werden scheidungsbedingte lebensweltliche und psychodynamische Veränderungen in den Blick genommen. Was muss vom Kind im Alltag an neuen äußeren Anforderungen bewältigt werden? Was ändert sich innerseelisch am Selbst- und Weltbild der Kinder, welche Gefühle, Handlungs- und Interaktionsmuster ruft das Trennungserleben hervor?

Wege zur Bewältigung der Scheidungskrise stehen im Mittelpunkt des dritten Teils. Umwelt, Eltern und Kinder verfügen über Ressourcen und Copingstrategien, die in der jeweiligen Interaktion mit aversiven Einflüssen über das Bewältigungsgeschehen insgesamt entscheiden.

Den Abschluss bildet im vierten Teil ein Schlaglicht auf Erkenntnisse über Langzeitfolgen für erwachsener "Scheidungskinder", die einerseits dem Risiko einer "sozialen Vererbung"

(Beck-Gernsheim 1998, 42), andererseits auch gesamtgesellschaftlichen Wandlungen ausgesetzt sind.

## 1. Familie im Wandel dreier Epochen

### 1.1 Die Familie als Wirtschaftsgemeinschaft

Der Begriff "Familie" wird erst seit dem 18. Jahrhundert in der deutschen Umgangssprache verwendet. U.a. bezeichnete er eine häusliche Gesellschaft, zu der Eltern, Kinder, weitere Familienangehörige und nicht verwandte Arbeitsgehilfen zählten (Gerhard 1978). Im Bereich der Landwirtschaft und des Handwerks war diese Familienform des "ganzen Hauses" typisch. Zu den Hauptmerkmalen zählte die Vereinigung der wichtigen Funktionen von Produktion, Konsumtion, Sozialisation, Alters- und Gesundheitsvorsorge unter einem Dach und eine patriarchalische Führung durch den "Hausvater" (Peuckert 1999).

Eine Heirat erfolgte aus ökonomischen Gründen und Ehe war in dieser Zeit "eine Art verinnerlichtes 'Naturgesetz', das - abgesehen durch Gott und die Autorität der Kirche, gesichert durch die materiellen Interessen der darin Zusammengebundenen - von den Beteiligten sozusagen 'exekutiert' wird" (Beck/Ziegler 1997, 67). Die Beziehung der Ehepartner zueinander war eher affektiv-neutral und auch "zu den Kindern, die eher als potentielle Arbeitskräfte angesehen und behandelt wurden, bestanden gesindegleiche, relativ gefühlarme Beziehungen" (Peuckert 1999, 21). Den Kindern kamen die Aufgaben zu, mitzuarbeiten, die Eltern im Alter zu versorgen und als Erben den Fortbestand der Familie zu sichern.

Neben der beschriebenen Großfamilie herrschte in den unteren sozialen Schichten die Gatten- oder Kernfamilie vor. Strukturell war dieser Familientypus gekennzeichnet durch weniger Mitglieder, das Fehlen einer wirtschaftlichen Basis, durch die Mitarbeit der Frau sowie anderen Formen der Partnerbindung. Da die Eheschließung an den Besitz der Bürgerrechte und damit an Stand und Güter gebunden war, lebten viele Paare unverheiratet zusammen (Gerhard 1978). Alleinerziehende Mütter, Ledige, Wohngemeinschaften oder auch Stieffamilien waren offensichtlich häufig gelebte Sozialformen in der vorindustriellen Zeit.

### 1.2 Das bürgerliche Familienleitbild im Zeitalter der Industrialisierung

Aufgrund veränderter Produktionsweisen im Zuge der Industrialisierung kam es zur räumlichen Trennung von Wohnung und Arbeitsplatz. Das "ganze Haus" löste sich auf und wurde ersetzt durch ein Familienkonzept der Privatheit und Intimität, das den Charakter einer Gefühlsgemeinschaft trug (Beck/Beck-Gernsheim 1990). Die Liberalisierung der Bürgerrechte und die Aufhebung der Heiratsschranken Mitte des 19. Jahrhunderts ermöglichten nun breiteren Schichten der Bevölkerung, dem Leitbild der bürgerlichen Familie zu folgen (Erlor 1996). Die Partnerwahl erfolgte nun nicht mehr nach wirtschaftlichen Motiven, sondern richtete sich in erster Linie danach, ob sich das Paar liebte. Beck/Ziegler interpretieren die Hinwendung zur Liebesehe als "Wunschantwort auf das historische Zerbrechen der Gemeinsamkeiten und Verbindlichkeiten [...] weil der Zerfall der lebensweltlichen Sozialformen und Sicherheiten nun von der Liebespartnerschaft zurückerhoffen läßt, was ansonsten ausdünn und unwahrscheinlich wird" (1997, 68/69). Das in der romantischen Literatur entworfene Bild der Heirat im Zeichen der Gleichberechtigung von Mann und Frau kam unter realistischen Bedingungen jedoch praktisch nicht zum Tragen. Weder Bürgertum noch Arbeiterschaft kamen wegen gesellschaftspolitischer Entwicklungen und ökonomischer Zwänge diesem Idealbild nach: Der Hausvater wurde zum Familienvater (Gerhard 1978); er bekam die Rolle des Ernährers, während sich der Wirkungskreis der bürgerlichen Ehefrau auf lohnlöse Haushaltsführung und die Kindererziehung erstreckte. Unterschichtsfami-

lien blieb u.a. aufgrund schlechter Wirtschaftslagen bis weit in das 20. Jahrhundert hinein das emotionalisierte und bürgerlich-arbeitsteilige Familienleitbild vorenthalten.

Für Kinder veränderten sich die Verhältnisse insofern, als über den neu entwickelten Familiensinn mehr Interesse am Kind selbst entstand. "Kindheit" wurde als eigenständige Lebensphase anerkannt, die besonderer Zuwendung in Form von Erziehung und Ausbildung bedurfte. Nach *Gerhard* (ibid.) äußerte sich die erhöhte Aufmerksamkeit für die Kinder leider oft in ständiger Beaufsichtigung und Sanktionspädagogik, etwa vergleichbar heutigem Leistungsdruck oder dem Numerus Clausus.

### 1.3 Die moderne Familie und ihre postmoderne Weiterentwicklung

Das bürgerliche Familienmodell wurde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zum Inbegriff von "Familie" schlechthin. Die Bezeichnung "Normalfamilie" für ein verheiratetes Paar mit einem oder mehreren eigenen Kindern, bei dem der Vater mit seiner Erwerbsarbeit als Ernährer fungiert, während die Mutter sich den Kindern und dem Haushalt widmet, deutet darauf hin, dass ein Großteil der Gesellschaft dieses Verständnis von "Familie" teilte. Daran änderten die hohe Zahl an (alleinerziehenden) Kriegerwitwen nach den beiden Weltkriegen oder auch die nicht-ehelichen Partnerschaften in den 50er Jahren wenig. Neben den Verbesserungen des Lebensstandards infolge der aufblühenden Wirtschaft und dem Ausbau des sozialen Sicherungssystems hatten v.a. Parteien und Kirchen großen Anteil an der Institutionalisierung der Normalfamilie. Dieser Trend hatte seinen Höhepunkt in den späten 50er und frühen 60er Jahren. Bis dahin sahen die meisten Menschen "in der Ehe eine dauerhafte und verpflichtende Bindung und wünschten sich, daß die Ehescheidung möglichst erschwert werden sollte oder daß Ehen generell unlösbar sein sollten" (*Peuckert* 1999, 26).

Ab Mitte der 60er Jahre zeichnete sich in Westdeutschland insofern ein sozialer Wandel ab, als die Zahlen der Eheschließungen und Geburten zu sinken, die der Scheidungen zu steigen begannen (vgl. Tab. 1). Die normative Verbindlichkeit des bürgerlichen Familienmodells löste sich in der Folge auf (vgl. das Konzept der „Deinstitutionalisierung“, *Tyrell* 1988).

Tab. 1: Eheschließungen, Scheidungen, Geburten in Westdeutschland 1950-1997

	1960	1970	1980	1990	1994	1995	1996	1997
Eheschließungen	521445	444510	362408	414475	387815	376350*	373245*	369396*
Scheidungen	48878	76520	96222	122869	143144	147945	152798	
Geburten	968629	810808	620657	727199	690905	681374	702688	711915

\* mit Ostberlin

Quellen: Statistisches Bundesamt, Dorbritz/Gärtner 1998

Evident wird diese Entwicklung z.B. im geänderten weiblichen Rollenverständnis. Frauen planen Privatleben und berufliche Karriere heute selbstständig und mit anderer Perspektive als noch vor 30 Jahren. Anstatt "nur" Hausfrau und Mutter zu sein, können sie wählen zwischen Single-Dasein, nicht-ehelicher Partnerin oder Ehefrau mit oder ohne Kind, Erwerbstätigkeit in Voll- oder Teilzeitarbeit usw. Das Thema Elternschaft gehört für Paare heute auch nicht mehr zwingend zur Lebensplanung. Mit den modernen Methoden der Geburtenkontrolle können die Partner außerdem ihren Kinderwunsch je nach Lebenssituation timen. Sozialrechtliche Veränderungen, die z.B. durch das Eherechtsreformgesetz von 1976 (Wegfall der "Hausfrauenehe") und die Einführung des Zerrüttungsprinzips bei Ehescheidungen im Jahr 1977 verursacht wurden, begünstigten den Bedeutungsrückgang der Normalfamilie ebenfalls. Für *Beck-Gernsheim* wird somit "ein Wandel der Normen und Moralvorstellungen [...] kodifiziert, die Tabuisierung der Scheidung verliert an moralisch handlungsleitender Kraft" (1997, 21).

In dem Maße, in welchem das traditionelle Familienleben seine Monopolstellung einbüßte, etablierten sich alternative Lebensformen. Ihre Vielfalt ist bemerkenswert und spiegelt damit wohl den postmodernen Wandel wider: hin zu Individualisierung und aktiver, experimenteller Gestaltung der eigenen Biografie (vgl. Tab. 2).

Tab. 2: Alternative Lebensformen in Abweichung zur Normalfamilie

Merkmale der Normalfamilie	Abweichungen von der Normalfamilie
Verheiratet	Alleinwohnende ("Singles"); Nichteheliche Lebensgemeinschaft
mit Kind/Kindern	Kinderlose Ehe
gemeinsamer Haushalt	Getrenntes Zusammenleben ("living apart together")
2 leibliche Eltern im Haushalt	Ein-Eltern-Familie; Binukleare Familie; Stief- und Adoptivfamilie; Heterologe Inseminationsfamilie
lebenslange Ehe	Fortsetzungsehe (sukzessive Ehe)
exklusive Monogamie	Nichtexklusive Beziehungsformen
heterosexuell	Gleichgeschlechtliche Paargemeinschaft
Mann als Haupternährer	Egalitäre Ehe; Ehe mit Doppelkarriere; Commuter-Ehe; Hausmänner-Ehe
Haushalt mit 2 Erwachsenen	Haushalt mit mehr als 2 Erwachsenen (Drei- und mehr-Generationenhaushalt; Wohngemeinschaft)

(Peuckert 1999, 30)

*Erler* (1996, 17) versteht den Geburtenrückgang u.a. als Ausdruck "verantworteter Elternschaft in Verbindung mit den gewachsenen Ansprüchen an die Kindererziehung". D.h. wer sich heute zu einem Kind entschließt, traut sich Verantwortung und Lösung der damit verbundenen Aufgaben auch zu. *Beck/Beck-Gernsheim* (1990) nennen darüberhinaus gehende Motive, welche auf die Befriedigung emotionaler Bedürfnisse und den Wunsch nach Selbstverwirklichung durch das Kind hinweisen: so liegt der Wert des Kindes nicht mehr im ökonomischen Sektor, sondern im privaten Glücks- und Beziehungsanspruch. Kinder geben Erwachsenen das Gefühl, gebraucht zu werden, rufen Fürsorglichkeit, Zärtlichkeit, Wärme und Empathie hervor. Die Hoffnungen, die in sie gesetzt werden, machen sie zu Personen, die besonders geschützt werden müssen. Im Gegensatz zur von Technik, Tempo und Konkurrenz bestimmten Welt stehen Kinder für Offenheit, Natürlichkeit und Authentizität. Sie geben dem Leben einen Sinn, verorten in der Realität und gelten als die letzten Garanten von Dauer, da sie nicht austauschbar sind wie andere soziale Beziehungen.

Ein weiteres Charakteristikum der postmodernen Familie liegt in der Verwissenschaftlichung der Erziehung. Eine Flut neuer Erkenntnisse auf den Gebieten Medizin, Psychologie und Pädagogik verlangt von Eltern einen hohen Informationsstand bzw. Expertentum. Ansonsten laufen sie Gefahr, etwas falsch zu machen oder ihren Kindern die optimale Förderung vorzuenthalten (*Rolff/Zimmermann 1997<sup>5</sup>*).

Juristisch wurde den Kindern 1968 Grundrechtsfähigkeit zugesprochen; 1974 erfolgte die Herabsetzung des Volljährigkeitsalters von 21 auf 18 Jahre und mit dem Sorgerechtsgesetz von 1979 ist die elterliche Gewalt der elterlichen Sorge gewichen (*Erlor 1996*).

Das Verhältnis zwischen Eltern und ihren Kindern ist von den rechtlichen und sozial-emotionalen Veränderungen nicht unberührt geblieben. Autoritäre Umgangsformen sind partnerschaftlich-demokratischen Strukturen gewichen. Kinder werden in der Regel heute an vielen Entscheidungsprozessen beteiligt, die durch gleichberechtigte verbale Diskurse im Sinne einer "familialen Verhandlungskultur" (*Peuckert 1999, 139*) ausgetragen werden.

## **1.4 Diskussion**

Vor diesem historischen und sozio-ökologischen Hintergrund nimmt die Zahl der "Scheidungswaisen" heute stetig zu. *Lenz/Tillmann (1997)* haben berechnet, dass von den zu Beginn der 90er Jahre ehelich geborenen Kindern ca. 16 Prozent die Scheidung ihrer Eltern erleben werden bevor sie volljährig sind. Gibt diese Prognose nun Anlass zur Besorgnis oder lehrt uns die Geschichte, dass gesellschaftliche Veränderungen auch für Heranwachsende Zumutungen mitbringen dürfen?

Zu einer ersten Einschätzung von "Scheidung als Risikofaktor" sollen folgende Überlegungen führen:

- Die Situation, in einer Ein-Eltern-Familie, mit Stiefeltern oder nicht-verheirateten Eltern aufzuwachsen, ist nicht neu. Anders als in vorindustrieller Zeit genießen die Betroffenen heute jedoch mehr Akzeptanz im Umfeld.
- Diese Entwicklung ist noch recht "jung" und resultiert aus gesamtgesellschaftlichen Veränderungen der Postmoderne; Individualisierung, Enttraditionalisierung, Institutionenabhängigkeit sowie Differenzierung der Lebensformen und Biografien haben erst im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts eingesetzt. *Dorbritz/Gärtner (1998)* prognostizieren mittelfristig eine Fortsetzung der Scheidungsneigung bis zu einem Anteil von 40-50 Prozent, wie er sich in den skandinavischen Ländern inzwischen eingependelt hat. Einen Rückgang der Scheidungsziffern sieht er zunächst nicht. Diese Annahme wiederum hebt die "Normalfamilie" der 60er Jahre als "Sonderfall" innerhalb der familiengeschichtlichen Entwicklung heraus.
- Nie zuvor gab es eine derart exklusive Beziehung zwischen Eltern und ihren Kindern. Der bewusste Entschluss zum Kind, das dem Kind entgegengebrachte Gefühl und Interesse, dem Kind gewidmete mehrjährige Erziehungszeiten, gemeinsame Freizeit- und Urlaubsaktivitäten, partnerschaftliche Umgangsweisen miteinander u.v.a. mehr belegen die besondere Bedeutung dieses Verhältnisses heute. Womöglich macht aber gerade diese Bindungspraxis und Zugewandtheit ein Auseinanderbrechen der Familie für das Kind besonders verlustreich und schmerzhaft.
- Die elterliche Fürsorgepflicht und Verantwortung gebietet unter allen Umständen Schutz und Pflege der Kinder. Scheidungen verursachen aber in allen Fällen - zumindest in der Trennungs- und frühen Nach-Trennungsphase - erhebliche Probleme nicht nur in psychosozialer Hinsicht. Eltern entwickeln dadurch enorme Unsicherheiten und Schuldgefühle. Sie wissen z.B. nicht, was, wann und wie sie den Kindern von einer geplanten Trennung erzählen sollen oder sind sich hinsichtlich potentieller Spät-

folgen im Unklaren. Trotz der diffusen Ängste, die Scheidung könne die Kinder schädigen, gehen Eltern dennoch diesen Weg, meist mit dem Vorsatz, entstandenes Leid irgendwie wieder gut machen zu wollen.

- Der heute im Kind gesehene Wert und die besondere Nähe zwischen Eltern und Kindern bergen sowohl Chancen als auch Risiken: Kinder, die geliebt, beschützt und gefördert werden, d.h. die mit entsprechender Feinfühligkeit für ihre Bedürfnisse zu einer gelungenen Interaktion mit ihren Eltern gelangen, haben als "sicher Gebundene" gute Voraussetzungen, eine gewisse belastbare psychische Stabilität ("resilience") zu erreichen (Brisch 1999). Im Falle einer Scheidungskrise stünde ihnen damit eine interne Ressource zur Verfügung.  
Ist das Familiensystem mit der Trennungssituation überfordert, geraten die Ebenen "Partnerschaft" und "Elternschaft" leicht durcheinander. Kinder übernehmen dann oft in "gewohnt" partnerschaftlicher Art die Gefühlszustände des Elternteils, bei dem sie sich aufhalten. Ihre eigene emotionale Verarbeitung des Geschehens wird überlagert und damit erschwert.  
Zur Minderung der eigenen Schuldgefühle entwickeln Eltern z.T. eine überbeschützende Haltung, verlieren dann jedoch den Blick für das Notwendige auf der Kind-Ebene.
- Die Vielfalt der Lebensformen in der postmodernen Gesellschaft eröffnet einen ganzen Komplex möglicher Sozialisierungseffekte. Bei optimistischer Interpretation können Kinder beim Aufbau eines neuen Alltags mit neuen Organisationsstrukturen mehr Selbstständigkeit erlangen, Kompetenzen und Flexibilität aufbauen. Ein neues Familienmitglied, durch Eingehen einer Fortsetzungs-Ehe hinzugekommen, kann z.B. ein neues Modell zur Geschlechtsrollendifferenzierung, für kulturelle, sportliche und weitere Interessen sein. Bei eher pessimistischer Betrachtung trägt jede Sozialerfahrung auch immer das Risiko des Scheiterns in sich. Keine der neuen Lebensformen kann aus sich heraus eine Garantie für Glück geben, dafür müssen die beteiligten Personen selbst sorgen.

Als vorläufiges Fazit bleibt festzuhalten, dass Trennung und Scheidung von Paaren mit Kindern auch weiterhin den familiären Wandel mitprägen werden. Ablauf und Begleiterscheinungen von Trennungen werden uns immer vertrauter, weil wir ihnen täglich begegnen. Dies wirft als nächstes die Frage auf, um welche Phänomene es sich dabei im Einzelnen handelt. Der Focus richtet sich jetzt auf Belastungen für Kinder und Jugendliche.

## **2. Scheidungskrise – ein Segment in der Lebensspanne mit multifaktorieller Belastung**

Prozessbeispiel:

Die Brüder Fabian und Lukas sind 7 und 9 Jahre alt, als sich ihre Eltern nach einer längeren Phase der Auseinandersetzungen schließlich im gegenseitigen Einvernehmen trennen. Sie vereinbaren das gemeinsame Sorgerecht für die Kinder.

Der Vater, von Beruf Busfahrer, zieht in der selben Stadt in eine kleine Wohnung und ist für die Kinder in 10 Minuten von zu Hause mit dem Fahrrad erreichbar. Da er von März bis November Städtetouren innerhalb Europas unternimmt, kann er die mit der Mutter vereinbarten 14-tägigen Besuchstermine der Kinder am Wochenende zu seinem eigenen Bedauern oft nicht einhalten. Daher meldet er sich häufiger in der Woche, um seine Söhne kurzfristig für einen Nachmittag zu sich zu holen. Da sie beide sehr gerne beim Vater sind, müssen sie dann oft alles stehen und liegen lassen, um die Chance ihn zu treffen nicht zu



vergeben. An den Wochenenden im Winter und im gemeinsamen zweiwöchigen Sommerurlaub steht der Vater verlässlich zur Verfügung.

Der Mutter wird ein Vierteljahr nach der Trennung die Dreiviertel-Stelle als Hauswirtschafterin in der Großküche einer Kurklinik gekündigt. Aufgrund der halbjährigen Kündigungsfrist hat sie aber Zeit, sich nach einer neuen Arbeit umzusehen und macht sich ein Dreivierteljahr später mit einer Kollegin zusammen selbstständig, indem sie einen Imbiss übernimmt. Die Trennung von ihrem Mann scheint sie eher zu entlasten, weil sie sich nach eigenen Angaben nun nicht mehr in Endlosdiskussionen um Kindererziehung und Alltagsorganisation aufreiben müsse. Zu schaffen mache ihr aber ihre berufliche Unsicherheit, das finanzielle Risiko bei der Übernahme des Imbissinventars und v.a. ihre mangelnde Geduld den Kindern gegenüber. Sie habe meist schlechte Laune, wenn sie nach Hause komme; sie sei nervös und angespannt, weil sie „den Kopf so voll habe“. Sie wünsche sich mehr Entlastung durch die beiden Jungen. Mit etwas mehr Selbstständigkeit und Mitdenken könnten die beiden ihre Betten morgens selbst machen, die Taschen packen, die Zeiten genauer einhalten oder ihre Brote schmieren. Das habe sie wohl alles zu lange selbst übernommen, sodass sich die beiden nun nicht gerne von ihren Bequemlichkeiten trennten.

Der 7jährige Fabian ist ein ruhiges und schüchternes Kind. Aus seiner Vorgeschichte berichtet die Mutter von einer allgemeinen Entwicklungsverzögerung, Haut- und Atemwegsproblemen sowie einer anhaltenden primären Enuresis nocturna, die von ärztlicher Seite als psychogen bedingt eingestuft wird. Die elterliche Trennung nimmt er scheinbar still hin – die „einzige“ Reaktion sei über Wochen verstärktes Einnässen gewesen – während sein Bruder Lukas auf dieses Ereignis mit lautstarken und verzweifelten Wutausbrüchen reagiert. Neben den Schulbesuchen zählen zu Fabians wöchentlichen Terminen je eine Stunde Sprachtherapie, Krankengymnastik, Psychotherapie und Malschule. Solange er und Lukas die Grundschule besuchen und die Mutter noch in der Kurklinik arbeitet, kommen alle gleichzeitig um 14.00 Uhr nach Hause. Die Zeit zwischen dem Unterrichtsende und dem Antritt des Nachhausewegs überbrücken die Brüder in der Schule. Sie können dort essen und erhalten Nachmittagsbetreuung. Die selbstständige Arbeit im Imbiss bedeutet für die Mutter, dass sie erst ab 15.30 Uhr zu Hause sein kann, was die Kinderbetreuungssituation erheblich kompliziert. Fabian hält sich nun nach der Schule bei einer Freundin der Mutter auf, bis diese ihn von dort abholt.

Lukas, der inzwischen zur Gesamtschule geht, ist eine knappe Stunde alleine bis seine Mutter und Fabian eintreffen. Beim Umstieg in die neue Schule fasst Lukas nicht so recht Fuß. Er hat nach kurzer Zeit Außenseiterstatus, ist unruhig, laut und aggressiv. Er vernachlässigt seine Hausaufgaben und bekommt von den Lehrern Druck, indem er z.B. die Pausen alleine verbringen muss. Nach der Schule findet er in der Wohnung niemanden vor, dem er seinen Schulstress mitteilen kann. Er kompensiert seine Frustration daher mit Keksen und Chips, obwohl er vorher zu Mittag gegessen hat. Innerhalb weniger Monate nimmt er erheblich zu. Die Mutter wird von mehreren Lehrern um ein gemeinsames Gespräch gebeten, von dem ein Lehrer am nächsten Tag Lukas in der Klasse berichtet, dass seine Mutter bei diesem Termin geweint habe.

Innerfamiliär entwickeln sich Fabian und Lukas zu chronischen „Streithähnen“ mit ungleicher Kräfteverteilung. Sie konkurrieren permanent um Spielzeug, diverse Vorteile und v.a. um den Vater. Lukas erwirkt z.B. ein Wochenende, an dem er allein zum Vater gehen darf, erträgt den Folgetermin zu Hause jedoch nicht, als Fabian dieses Wochenende gerechterweise für sich beansprucht. Der Vater setzt den aggressiven Auseinandersetzungen seiner Jungen nicht genügend Grenzen und schickt sie zur Mutter nach Hause, wenn ihm der Radau in seiner beengten Wohnung, der es an Rückzugsmöglichkeiten fehlt, zu viel wird. Der Versuch des Klassenlehrers, ihn stärker bei der Kontrolle von Lukas` schulischen Leistungen wie Hausaufgaben und Klassenarbeiten einzubeziehen, scheitert an den unregelmäßigen Besuchskontakten.

Wie das Beispiel zeigt, sind Kinder in Trennungssituationen Belastungen auf mehreren Ebenen ausgesetzt. Dabei erschweren die interaktionelle Dynamik und die Bezüge zur Umwelt in ihrer Komplexität die eindeutige Bestimmung dessen, was sich im Leben der Brüder als trennungsbedingtes Risiko etabliert hat. Sind die aktuellen Symptome der beiden Jungen z.B. eine Reaktion auf den Weggang des Vaters, auf den beruflichen Stress der Mutter und die damit verbundenen Umstellungen des Alltags oder Ausdruck psychosozialer und schulischer Überforderung? Welche Ursachen sind darüberhinaus noch denkbar und reichen vermutlich weit in die Zeit vor der Trennung zurück? Um zu einem besseren Verständnis davon zu kommen, wie Kinder und Jugendliche die Lebenskrise der elterlichen Trennung verarbeiten, verhilft die Einnahme verschiedener „Perspektiven und Optiken“ (Schuch 2000, 157), wie dies für das Verfahren der Integrativen Therapie charakteristisch ist. Als bewährte Heuristiken stehen hierfür z.B. das „Mehrebenenmodell von Kontext/Kontinuum“ (Petzold 1993, 601), das Konzept der „social worlds“ (idem 1993, 1090 f.) oder das der „Erfahrungswelten“ (idem 1993, 670 f.) zur Verfügung. Diesen Modellen ist gemeinsam, dass sie die Persönlichkeitsentwicklung in einen unmittelbaren Kontextbezug stellen.

Für die Integrative Kindertherapie haben Metzmacher und Zaepfel (1996 u.1998) Petzolds entwicklungs- und sozialpsychologische Grundlagen sowie Modelle der Verstehenden Soziologie und des sozialen Konstruktivismus nach Keupp (1993) im Konzept des „Sozialen Sinnverstehens“ zusammengeführt, das als Optik auf die vorliegende Thematik angewendet werden soll.

## **2.1 Veränderungen in der „äußeren Realität“ im Sinne des „Sozialen Sinnverstehens“**

Das Konzept des Sozialen Sinnverstehens vertritt eine ökologisch-systemische Sichtweise. Individuumzentriert-tiefenpsychologische Betrachtungsweisen zielen demgegenüber auf psychodynamische Aspekte ab und werden im Prozess tiefenhermeneutischen Verstehens erschlossen. Nach Zaepfel/Metzmacher ergänzt „soziales Sinnverstehen [...] tiefenpsychologisches Sinnverstehen, indem es das Verstehen innerer Wirklichkeit mit dem Verstehen äußerer Wirklichkeit verbindet“ (1998, 318). Positionen und Zielsetzung dieses Arbeitsmodells werden u.a. durch folgende Aussagen markiert (vgl. Metzmacher/Zaepfel 1996, 75 f. u. 1999, 71 f.):

- Soziales Sinnverstehen schärft den Realitätssinn. Bei der Betrachtung problematischer Lebenssituationen erhalten damit äußere Bedingungen ein eigenes Gewicht gegenüber innerseelischen Verarbeitungsvorgängen. D.h. demnach auch, dass eintretende Lebensweltveränderungen und psychosoziale Belastungen eine eigene Kategorie symptomauslösender Faktoren bilden können.
- Soziales Sinnverstehen mindert die Neigung, sozialstrukturelle Zusammenhänge zu psychologisieren. Nicht alle Sachverhalte können oder müssen dem persönlichen Verschulden angerechnet werden. Statt einer Verengung der Perspektive auf den Eigenanteil erfolgt eine Weitung im Hinblick auf gesellschaftliche und politische Einflüsse.
- Soziales Sinnverstehen nimmt einen ressourcenorientierten Blickwinkel ein. Mit dem von den Autoren hierfür konzipierten Fragenkatalog lässt sich ein psychosoziales Kompetenz-, Chancen- und Belastungsprofil erstellen, das Auswege aus Krisen und Verarbeitungsmöglichkeiten entwickeln helfen kann (Metzmacher/Zaepfel 1996, 108 f.).

- Die lebensweltorientierte Sicht des Sozialen Sinnverstehens gibt ferner Hinweise darauf, welche Hilfen durch vorhandene und zu entwickelnde Netzwerke und Solidargemeinschaften angebracht sind.
- Ziel des Konzepts ist eine Bestimmung des „sozialen Orts“ eines Kindes bzw. dessen subjektive Sicht seiner familiären wie außerfamiliären Umweltwirklichkeit. Indem z.B. nach kindlichen Rollenanforderungen und -kompetenzen, dem sozialen Netzwerk, den alltäglichen Belastungen, Mängeln und Ressourcen im Lebensfeld, nach dem Selbst- und Weltbild, nach Idolen und Idealen sowie nach Bewältigungsstrategien des Kindes gefragt wird, kann seine soziale Wirklichkeit erfahrbar gemacht werden.

Um zu dieser „sozialperspektivischen Identifikation“ zu gelangen, müssen Therapeuten und Berater versuchen, sich „projektiv-persönlich“ (eigene Sicht der Situation des Betroffenen) sowie „empathisch-intuierend“ (Sicht des Betroffenen) zu identifizieren (*Petzold 2002b*). Auch wenn es sich bei diesen Identifikationsvorgängen letztlich nur um eine Annäherung an die soziale Realität des Kindes handelt, so ermöglichen sie im Zuge erfahrungsgeleiteter Intuitionsleistungen in jedem Fall eine Sensibilisierung für das jeweils Nötige und Machbare.

Im Folgenden sollen die dem Konzept des Sozialen Sinnverstehens entnommenen Teilaspekte dabei helfen, die bei Trennung und Scheidung auftretenden Veränderungen und Belastungen entsprechend einzuordnen.

### **2.1.1 Trennungs- und scheidungsbedingte Lebensweltveränderungen im Mikro- und Mesokontext**

Familien in Trennungskrisen müssen sich möglicherweise mit folgenden Bewältigungsaufgaben auseinandersetzen (*Reich 1991*):

- Verlust des bisherigen sozioökonomischen Status
- Materieller Verschlechterung (z.B. durch doppelte Haushaltsführung, Unterhaltsszahlungen)
- Veränderungen im sozialen Beziehungsnetz (z.B. neues Verhältnis zu Verwandten, Freunden)
- Verarbeitung neuer Partnerbindungen oder Zweitfamilien
- Eingriffe durch Justiz, Ämter oder Gutachter
- Verlust bzw. Wechsel von Wohnumgebung, Arbeitsplatz, Schule

Ob sich diese Anforderungen unterstützend oder aber schädlich auswirken, erweist sich im Einzelfall. Kinder sind im familiären Kontext direkt oder indirekt von diesen Trennungproblematiken betroffen. Es setzen zunächst Desorganisationsprozesse ein, die „nach einiger Zeit der Umstellung und Reorganisation in eine Phase der Rebalancierung des familiären Systems unter veränderten Bedingungen und mit zum Teil veränderten Funktionsverteilungen“ (*Schmidt-Denter et al. 1991, 43*) übergehen. Darüberhinaus sind Auswirkungen im Freizeit- und Schulbereich zu beobachten, welche die Nachtrennungssituation ebenfalls erschweren können. Zur differenzierten Einschätzung des „sozialen Ortes“ kann dabei auf die kindliche Perspektive nicht verzichtet werden, da sich die Wahrnehmung und Einschätzung gleicher Sachverhalte von Erwachsenen und Kindern erheblich unterscheiden (*Schmidt-Denter et al. 1991*).

Fabians Sicht der Dinge soll daher noch einmal kurz verdeutlichen, was sich für ihn zu Hause, in der Freizeit und in der Schule verändert hat:

Am allerschrecklichsten sei, dass sie nun nichts mehr „zusammen“ machten. Nicht einmal Weihnachten werde die Familie gemeinsam feiern. Das Zweitschlimmste seien die Streits der Eltern. Seine Mutter bekomme noch Geld vom Vater und schreie ihn deswegen am Telefon öfter an. Die Übernahme des Imbissrestaurants finde er gut, weil er sich dort von der Karte bestellen dürfe, was er wolle. Allerdings gefalle ihm weniger, nach der Schule zu einem gleichaltrigen Mädchen mit nach Hause gehen zu müssen. Ihre Mütter seien zwar befreundet, aber er fühle sich dort nicht wohl. Er spiele nämlich nicht gerne mit Mädchen und dann sei es auch ziemlich eng da. Zu Hause habe er inzwischen ein eigenes Zimmer, weil sein Vater einige Möbel mitgenommen habe und seine Mutter nun im Wohnzimmer schlafe. Urlaub könnten sie erst einmal keinen mehr machen, weil kein Geld dafür da sei. Stattdessen werde er die Ferien wieder bei seiner Tante auf dem in der Nähe gelegenen Bauernhof verbringen. Er freue sich schon darauf, mit den anderen Kindern den ganzen Tag herumzuströmen, mit den Tieren zu spielen und auf dem Trecker mitzufahren. Auf die Situation in der Schule hin angesprochen breiten sich sofort Schamgefühle aus. Eher wortkarg gibt er zu verstehen, dass „es“ jetzt dort alle wüssten.

Offensichtlich erlebt der Siebenjährige die veränderten Lebensbedingungen unterschiedlich gravierend, arrangiert sich mehr oder weniger gerne damit, toleriert Nachteile und kann (neue) Vorteile als solche erkennen und genießen. Es lassen sich bestehende Netzwerkstrukturen, internale und externale Ressourcen sowie aversive Einflüsse ausmachen. Fabian sieht sich zwar mit für diese Familie spezifischen Veränderungsrisiken konfrontiert, wechselt aber im Gespräch immer wieder hin zum Positiven, Angenehmen und Funktionierenden. Die Verdrängung unangenehmer Empfindungen erscheint als seine Form problemorientierten Copings.

### **2.1.2 Psychosoziale Belastungen**

Die genannten Veränderungen des Alltagslebens bringen gewisse psychosoziale Belastungen mit sich. In der Weise etwa, in welcher sich Eltern nach außen als kompetent beweisen und die Trennung als unschädlich für die Kinder darstellen müssen, üben sie oft hohen Erwartungsdruck auf sie aus. Diese „Pädagogisierung ihrer Beziehung zu den Kindern“ (Minich 1998, 122) betrifft sowohl das Verhalten im Allgemeinen, als auch den Schulerfolg im Besonderen. Reich (1991, 79) ist sogar der Meinung „Kinder aus Scheidungsfamilien müssen in der Schule bessere Leistungen erbringen, damit sie dieselben Noten bekommen wie Kinder, deren Eltern beide zusammenleben.“ Zu den Pflichten und Zumutungen von elterlicher Trennung betroffener Kinder gehört es demnach, in Zeiten hoher emotionaler Belastung und Auflösung gewohnter Strukturen besonders stabil und leistungsfähig zu sein.

Eine neue Alltagsroutine kann für Kinder und Jugendliche auch die vermehrte Einbindung in die Aufgaben der Haushaltsführung bedeuten. Berufstätige Eltern sind oft sogar auf die Mithilfe ihrer Kinder angewiesen. Lukas' und Fabians Mutter versuchte beispielsweise ihren morgendlichen Stress durch Delegation verschiedener Aufgaben zu reduzieren. Mit diesen Ansprüchen an die Mitverantwortung und Selbstständigkeit ihrer dafür völlig unvorbereiteten Jungen lief sie zunächst ins Leere. Lukas war noch durch weitere an ihn gerichtete Erwartungen überfordert. So z.B. mit dem Überbrücken der Zeit zwischen Schule und Rückkehr von Mutter und Bruder und mit der Rolle des älteren Bruders, welcher den jüngeren trösten und beschützen sollte. Aggressive Impulse gegenüber der Mutter unterdrückte er aus Loyalität, dem Bewusstsein ihrer Alleinerzieherinnenrolle und ihrer beruflichen Beanspruchung heraus. Seine Aggressionen reagierte er stattdessen zunehmend an Mitschülern ab, was er mit einer sozialen Außenseiterposition bezahlen musste.

Das Fehlen des entlastenden Dritten erschwert den innerfamiliären Konfliktalltag erheblich. Kindern wird dabei abverlangt, mit Frustrationen alleine fertig zu werden oder bis zum Wochenende zu warten bis sie sich ihren Ärger von der Seele reden können. Erst ab ca. 7

Jahren können Kinder spontane Wut, Verzweiflung oder Angst durch Herbeifantasieren des fehlenden Elternteils selbst lindern (Minich 1998). Wenn Kinder in Auseinandersetzungen das Bedürfnis äußern, den nicht anwesenden Elternteil sehen oder sprechen zu wollen, wird dies als Kränkung verstanden und wirkt sich dadurch nachteilig auf sie aus.

Ein weiteres Beispiel für psychosoziale Belastung stellt das Pendeln zwischen den getrennt lebenden Eltern dar. Aus der Sicht der Kinder existieren nach der gemeinsam gelebten Zeit nun „zwei Welten“ mit verschiedenen Personen, unterschiedlicher Ausstattung, anderen Regeln und Handlungsspielräumen. Besteht eine Wochenendbesuchsregelung, so haben die beiden Standorte unterschiedliche Wertigkeiten. Der Haushalt, in welchem die Kinder vorwiegend leben, wird zum Heimterritorium (s. „Residenzmodell“ Balloff/Walter 1991, 83), das die eigenen „geliebten Objekte“ umfasst (Habermas 1996). Eigene Räume, Wohn-, Spiel- und Gebrauchsgegenstände gewähren Vertrautheit, Schutz, Rückzugsmöglichkeit sowie identitätsstiftenden Beistand. Die Anwesenheit des einen (sorgeberechtigten) Elternteils gibt Sicherheit, gewährleistet die Grundversorgung, die Erfüllung sozial-emotionaler Bedürfnisse und jene nach familiärer Zugehörigkeit. Erzieherische Maßnahmen und Alltagsroutine entfalten sich in erster Linie in dieser Sphäre.

In der Obhut des getrennt lebenden Elternteils erhalten die Kinder „die andere Hälfte“ an emotionaler Zuwendung, Versorgung und Interesse an ihrer Person, je nachdem wie intensiv sich diese Eltern-Kind-Beziehung vor der Trennung entwickeln konnte. Nicht selten sind auch in der zweiten Wohnung bestimmte Bereiche für die Kinder eingerichtet und diverse Spielgegenstände auf Dauer deponiert. Dennoch haben die Kinder hier eher Gästestatus. In den elterlichen Kontaktangeboten dominieren in der Regel attraktive Unternehmungen und konfliktvermeidendes Verhalten, um die kurz bemessene Zeit so angenehm wie möglich zu gestalten.

Das Hin- und Herpendeln zwischen den beiden Wohnorten verlangt demnach von Kindern eine gute Adaptionfähigkeit, soziale Flexibilität und emotionale Stabilität. Strukturell handelt es sich bei diesem Vorgang um ein ständiges Sich-trennen, Verlassen, „Die-Seite-wechseln“ und Wiederkommen. Ein scheidungskrisengeschütteltes Familiensystem hat aber gerade damit seine größten Probleme. Neue PartnerInnen im Haushalt des getrennten Elternteils, Verspätungen beim Abholen und Zurückbringen der Kinder, angespannte Atmosphären bei der Übergabe oder kurzfristige Absagen können erheblichen Stress bei allen Beteiligten verursachen. Eltern sind häufig verunsichert und beunruhigt über die stunden- bis tagelangen Akklimatisierungsschwierigkeiten ihrer Kinder nach einem Standortwechsel. Von den dabei beteiligten psychodynamischen Aspekten wird später noch die Rede sein.

### 2.1.3 Folgerungen

Indem das Konzept des Sozialen Sinnverstehens die Wahrnehmung für die realen Umstände schärft, treten die Zusammenhänge zwischen den belastenden Faktoren der Scheidungskrise deutlicher hervor. Die subjektive Sicht und Leistung von Kindern, ihr sozialer Ort, erscheint konturierter, gelungene innerfamiliäre Bewältigungsversuche und nutzbare vorhandene Netzwerkstrukturen können sensibler aufgespürt werden. Die genannten Beispiele materieller und psychosozialer Belastung lassen sich damit im Umstrukturierungsprozess der Nachscheidungsphase als in die gesamte Lebensführung eingreifende Risikofaktoren identifizieren:

- Die täglichen Anforderungen in Familie, Schule und Freizeit steigen gleichzeitig und mit ihnen die Gefahr der Überforderung. Es genügt eben nicht nur, dem schulischen Leistungsdruck standzuhalten, sondern parallel dazu müssen auch Rollenkompetenzen im praktischen und sozialen Leben unter Beweis gestellt werden.

- Die soziometrische Position innerhalb der Familie verändert sich direkt, da ein Elternteil die gemeinsame Lebenssphäre verlässt.
- Auch außerhalb der Familie ergeben sich Veränderungen und Bedeutungsverschiebungen bei sozialen Kontakten; Fremdattributionen verändern sich. Überdauernd ungünstige Identifizierungen z.B. als Problemkinder (*Jopt* 1997), können z.B. über den Weg der Valuation und Verinnerlichung leicht zu negativen Selbstbildern führen (*Petzold* 1993, 530 f.).
- Familie, Schule und andere Sozialisationsinstanzen erweitern möglicherweise durch Leistungsdruck, mangelndes Verständnis oder sogar Stigmatisierung und Marginalisierung die bereits problematische Ausgangslage um zusätzliche Stress- und Risikofaktoren.
- Die Wohnwelt gestaltet sich um. Die Verfügbarkeit über die eigene Zeit wird eingeschränkt.
- Insgesamt geraten Kinder beim Anwachsen ihrer Alltagsprobleme in Gefahr, dysfunktionale Copingmechanismen zu entwickeln.

## **2.2 Veränderungen in Bezug auf die „innere Realität“ (Psychodynamik)**

Bevor es zu Trennung und Scheidung kommt, gehen Familien bereits häufig durch konfliktreiche Zeiten. Sowohl hier, als auch in Fällen, in denen die Katastrophe scheinbar wie aus heiterem Himmel hereinbricht, machen die Beteiligten insbesondere die Kinder meist einen Krisenverlauf durch, wie er der Bewältigung eines emotionalen Traumas entspricht. Verschiedene Autoren vergleichen die Bedrohung durch den Beziehungsverlust und die zu leistende Trauerarbeit mit jener bei einem Todesfall (*Jopt* 1997; *duBois* 1998; *Herbert* 1999). *Dolto* bezeichnet die Trauer um den Verlust der elterlichen schutzbietenden Einheit als „‘Tod des Kindes‘ im Kind“ (1996, 91).

Kurz- und mittelfristig durchleben die Familienmitglieder psychische Probleme, die nach bisherigen Erkenntnissen durchschnittlich erst nach 3 – 5 Jahren überwunden werden (*O'fuatey-Kodjoe/Koeppel* 1998). Wie bereits im Konzept des Sozialen Sinnverstehens dargestellt spielen die Bedingungen des Meso- und Mikrokontextes eine entscheidende Rolle dabei, wie die Trennung von Kindern erlebt wird. Die kindlichen Reaktionen stehen aber v.a. auch im Zusammenhang mit Persönlichkeitsvariablen wie Geschlecht und Temperament sowie mit Alter und Entwicklungsstand.

Denken und Fühlen entfalten sich im innerseelischen Dialograum vor dem Hintergrund der in sozialen Bezügen erfolgten „emotionalen Differenzierungsarbeit“ und in Form der damit verbundenen Erfahrungsstrukturen bzw. des verinnerlichten Beziehungswissens (vgl. *Petzold* 1993, 808 u. 533). Diese sogenannten Skripts oder Narrative steuern das kindliche Erleben und Handeln und sind damit mitverantwortlich für die Art der Symptombildung. D.h. die durch Trennungssituationen provozierten jeweiligen Emotionen und Verhaltensweisen entstehen aufgrund individueller Reaktionsbereitschaften und bilden einen jedem Kind eigenen Symptomkomplex heraus. Dabei gilt, „dass vorübergehende Verhaltensauffälligkeiten bei Kindern nach der Trennung/Scheidung der Eltern ganz normal und als ‚gesünder‘ anzusehen sind als ein scheinbar völlig unauffälliges Verhalten“ (*Deutsches Rotes Kreuz* 1998).

### **2.2.1 Gefühlsreaktionen**

Nach *Jopt* erlebt nahezu jedes Kind als „unmittelbare“ psychische Konsequenz einer Trennung *Angst*. Er begründet dies mit dem drohenden Verlust der „psychologischen Heimat“, da die Instanz „Eltern“ für ein Kind etwas völlig anderes ist als nur die Summe von

„Mutter“ und „Vater“, nämlich eine „in sich geschlossene Gestalt“ mit eigener „psychischer Ganzheit“ (1997, 17).

Die drohenden Veränderungen der Lebensverhältnisse in Verbindung mit dem Erleben eigener Macht- und Einflusslosigkeit bilden eine weitere Quelle von Ängsten (*Figdor* 1997<sup>6</sup>). Sofern Eltern zu sehr mit sich selbst beschäftigt, reizbar, ungeduldig und wenig anwesend sind, müssen sich die Kinder die Ursachen der Trennung und aktuelle Veränderungen oft selbst erklären. Aus Unwissen darüber, was kommt oder da sie keine Mitsprache bei Sorgerechts- und Besuchsrechtsfragen haben, entwickeln Kinder z.B. die Angst, den fortgegangenen Elternpart nicht wiederzusehen. Sie können sich kein positives Bild mehr von ihrer Zukunft machen und fürchten, ihre Bedürfnisse könnten nicht mehr befriedigt werden. Das Schock-erlebnis vom Ende einer Liebesbeziehung macht ihnen Angst, sie selbst könnten ebenfalls nicht mehr geliebt werden und sie könnten auch noch den anwesenden Elternteil verlieren (*Textor* 1991).

Vorwiegend jüngere Kinder entwickeln neben Ängsten v.a. *Schuldgefühle*. Eine Bedingung hierfür ist die egozentrische Weltsicht, die das Kind glauben lässt, es sei für alles verantwortlich, was in der Umgebung geschieht. Weitere Ursachen können in Denk- und Verhaltensweisen des Kindes liegen, welche sich real gegen die Eltern gerichtet haben. So erinnert sich das Kind beispielsweise daran, nicht immer „brav“ gewesen zu sein und glaubt daher, die Trennung sei unmittelbare Folge und Strafe für sein Fehlverhalten. Möglicherweise gaben auch gerade Erziehungsprobleme immer wieder Anlass für Konflikte der Eltern (*Deutsches Rotes Kreuz* 1998). Hat das Kind bei Streitigkeiten Partei ergriffen, der Trennung eventuell sogar zugestimmt oder die Rolle eines erfolglosen Schlichters eingenommen, erlebt es sich am Ende als Versager. Die Übernahme von Verantwortung und Schuld kann insofern als Bewältigungsversuch gesehen werden, als sich das Kind damit die Macht und Kontrolle über eine eigentlich unkontrollierbare Situation verschafft (*Textor* 1991).

Vielfach haben die Schuldgedanken unmittelbar negative Auswirkungen auf das *Selbstwertgefühl*. Internale Attributionen wie z.B. nicht mehr liebenswert zu sein, unfähig, die Versöhnung der Eltern herbeizuführen oder den fehlenden Elternteil ersetzen zu können, gefährden ein gesundes Selbstbild. Möglicherweise manifestiert sich diese Einstellung, wenn sie durch ungünstige externale Zuschreibungen noch zusätzlich genährt wird (s. „Identifikation“ und „Identifizierung“, *Petzold* 1993, 530).

Während sich die Trennung eigentlich auf der Paarebene abspielt und sich persönliche Beziehung und räumliche Nähe zwischen den Ehepartnern radikal umgestalten, gerät die Eltern-Kind-Ebene unweigerlich in den Sog dieses Geschehens. Kinder empfinden in dieser Situation tiefste *Trauer*, weil sich entweder der Vater oder die Mutter durch den Auszug auch von ihnen „trennt“. Der Schmerz über den Verlust dieser geliebten Person und das Ende des bisher gemeinsam gelebten Lebens bezeichnet *Jopt* mit „ein Kosmos zerbricht“ (1997, 17). *Balloff* und *Walter* interpretieren in ihrer Studie das Phänomen der Wiederveröhnungswünsche der Kinder als anhaltende Trauerreaktion. Sie stellten fest, dass bei gemeinsamer elterlicher Sorge und zeitintensiven Kontakten zum anderen Elternteil von mehr als zwei Wochenenden pro Monat sich diese Wünsche auch nach Jahren der Trennung nicht verringerten (1991). Folgt man dieser Interpretation, dann gibt sie Hinweise darauf, wie dauerhaft bzw. intensiv Trauerarbeit für von Trennung/Scheidung betroffene Kinder sein kann.

Neben der Trauer als Gefühlsreaktion findet man häufig *Wut und Aggression*. Als Auslöser kommen alle frustrierenden Momente in Frage, die im kindlichen Trennungserleben auftreten: Kränkung, Ohnmacht, Enttäuschung, Ärger über die eintretenden seelischen und alltäglichen Zumutungen, das Gefühl abgelehnt bzw. nicht mehr geliebt zu werden, Ärger über den Egoismus der Erwachsenen usw. Die Wut kann sich gezielt gegen die Eltern rich-

ten z.B. gegen denjenigen, der in den Augen des Kindes die Trennung aktiv herbeigeführt hat. Machtkämpfe in Bezug auf Sorge- und Umgangsrechtsregelungen bleiben den Kindern meist nicht verborgen, wodurch sie mehr oder weniger zu Bündnispartnern des Elternteils werden, bei dem sie leben. Bei allen Kontakten zum außerhalb lebenden Elternteil geraten die Kinder in Loyalitätskonflikte, die in der Regel als mehr oder weniger latente Aggressionen in den ersten Stunden bis Tagen nach einem Besuch bzw. Standortwechsel ausagiert werden. Der verbleibende Elternteil kann die Formen der Wut also genauso erleben wie der gegangene. Das Kind wählt unbewusst die Person aus, die ihm am sichersten und verlässlichsten dazu erscheint (*Minich* 1998). Das Kind in tiefer Verunsicherung gestattet sich dagegen keine Freisetzung seiner Aggressionen, sondern bleibt angepasst und unauffällig, um nur ja nicht zu riskieren, auch noch den verbleibenden Elternteil zu verlieren.

*Napp-Peters* stellte im Zuge ihrer Langzeitstudie fest, dass nur jedes dritte Kind zu Hause offen über den anderen Elternteil sprechen konnte. Der anhaltende Beziehungswunsch zu Vater oder Mutter wurde vom sorgeberechtigten Elternteil als kränkend und illoyal empfunden. Aufgrund ihrer Abhängigkeit, - 63 Prozent der Kinder waren bei der Scheidung noch im Vorschulalter – hatten sie „keine Möglichkeit, sich eine eigene Meinung zu bilden oder eine autonome Beziehung zum anderen Elternteil zu entwickeln“ (1995, 40). Parentisierte ältere Kinder haben ein ausgeprägtes Verantwortungsgefühl, trösten und kümmern sich um den Elternteil, bei dem sie leben. Sie leiden entsprechend stark unter Zerrissenheitsgefühlen, wenn sie den anderen Elternteil besuchen. Diese Kinder sind darüberhinaus oft double-bind-Botschaften ausgesetzt, da Selbstständigkeit bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung ihrer kindlichen Anhänglichkeit von ihnen verlangt wird (*Deutsches Rotes Kreuz* 1998).

Sowohl die Verstrickung in elterliche Machtkämpfe, als auch Nähe-Distanz-Konflikte zwischen Eltern und Kindern können sich durch neue Partnerschaften der Eltern weiter komplizieren. *Napp-Peters* machte deutlich, dass sich die Kinder in diesem Fall zurückgesetzt fühlen, eifersüchtig reagieren und den neuen Partner als Konkurrenten um die Gunst ihrer Mutter oder ihres Vaters betrachten. Wird der neue Erwachsene sogar noch als „Ersatz“ für den verlorenen Elternteil angeboten, empfinden die Kinder dies als Verrat am eigenen Vater oder der Mutter. In einigen Fällen hätten Kinder ihre Beziehung zum außerhalb lebenden Vater gerne weiter gepflegt, wurden jedoch mit der Weigerung seiner neuen Partnerin konfrontiert, sie am Wochenende bei sich aufzunehmen (1995). Solche Erfahrungen lassen Kinder an der Echtheit von Gefühlen und an den eigenen Wahrnehmungen hinsichtlich der bisher bestehenden Eltern-Kind-Beziehung zweifeln. Ein häufig zu beobachtendes Phänomen, das *Loyalitätskonflikte* scheinbar wirksam beseitigt, ist die Ausgrenzung eines Elternteils. Dieser Vorgang soll im folgenden Exkurs genauer unter die Lupe genommen werden.

### Exkurs: Eltern-Kind-Entfremdung

Die „induzierte Eltern-Kind-Entfremdung“ (*O'Fatey-Kodjoe/Koepfel* 1998, 12) kann als besonders folgenschwere Form der Trennungsverarbeitung für Kinder angesehen werden. Gemeint ist eine kompromisslose Zuwendung eines Kindes zum „guten“ Elternteil bei gleichzeitig kompromissloser Abwendung vom „bösen“ Elternteil in Trennungskonflikten. Der US-amerikanische Professor für klinische Kinderpsychiatrie, *R. A. Gardner*, hat die Vorgänge der Distanzierung und Ausgrenzung in seinem 1992 erschienenen Buch gleichen Titels als „Parental Alienation Syndrome“ (PAS) bezeichnet. Mit zahlreichen weiteren Veröffentlichungen im angelsächsischen Raum hat er dazu beigetragen, dass das PAS nicht nur psychologisch, sondern mittlerweile auch juristisch als emotionaler Kindesmissbrauch verstanden wird. Dies ist für die Sorge- und Umgangsrechtssprechung in den USA nicht ohne Folgen geblieben. Bei uns hat sich die international gebräuchliche Bezeichnung „PAS“ bis-



her zwar nicht durchgesetzt, Phänomene und Folgen der Eltern-Kind-Entfremdung sind jedoch auch in Deutschland häufig Gegenstand gerichtlicher Auseinandersetzungen. Medien informieren inzwischen ebenfalls zu diesem Thema (vgl. dazu z.B. *Schmidt* 1998, *Jäckel* 2000; Eltern im Internet: [www.PaPPa.com](http://www.PaPPa.com); Sozialreportage im ZDF am 15.02.2000: Radiokale Väter).

*Ofuatey-Kodjoe* und *Koepfel* (1998, 12 f.) beschreiben die Entstehung des PAS so, dass der ständig betreuende Elternteil teils bewusst, teils unbewusst das Kind programmiert, seine Liebe zum anderen Elternteil aufzugeben. Wochenendbesuche kommen aus Gründen wie Krankheit oder Einladungen nicht mehr zustande und der nichtbetreuende Elternteil wird nach und nach für Schulprobleme, Trennungsreaktionen und körperliche Symptome verantwortlich gemacht. Aus der „Umgangsbehinderung“ wird so nicht selten ein „Kontaktabbruch“. In einigen Fällen wird dieser sogar bei Jugendämtern oder vor Gericht mit einem Misshandlungs- oder Missbrauchsverdacht durchgesetzt.

PAS wird vom 2. bis zum 18. Lebensjahr diagnostiziert und wirkt bei kleineren Kindern aufgrund ihrer Beeinflussbarkeit besonders nachhaltig. Die Manifestationen von PAS können schwach, mittelstark oder stark sein, wobei die beiden letzten Kategorien als „seelische Kindeswohlgefährdung“ nach § 1666 I BGB eingestuft werden können (1998, 24). Verstärkt werden die Manipulationen des programmierenden Elternteils z.T. durch Angehörige und in der Regel durch die Kinder selbst. Unter der Wirkung einer gestörten Realitätsprüfung, Abwehr der Verlustangst sowie aus Gründen der Abhängigkeit blenden Kinder gute gemeinsame Erfahrungen mit dem fortgegangenen Vater oder der Mutter aus. Sie entwickeln irrationale Ängste, „trauen ihm oder ihr alles zu“ und begründen ihre Feindseligkeit mit absurden Rechtfertigungen. Nach einiger Zeit haben diese Kinder keine Loyalitätsprobleme mehr. Sie fühlen auch keine Schuld, sondern betrachten Forderungen nach finanzieller Unterstützung oder andere Zuwendungen als ihr gutes Recht.

Bei ca. 90 Prozent der PAS-geschädigten Kinder programmiert die Mutter das Kind, die übrigen 10 Prozent der Vater. Laut *Blesken* gehört es bei uns „zum Beraterischen und therapeutischen Alltag, dass das Kind als Bündnispartner der Mutter erscheint“ (1998, 228). Programmierende Eltern erkennen die Destruktivität ihres Handelns selbst oft nicht. Sie verarbeiten die Trennungskrise pathologisch und bringen ihre dysfunktionalen Lösungsmuster aus früheren relevanten Lebensereignissen meist im Kontext der eigenen Herkunftsfamilie mit. *Bauers* (1993) nennt drei Aufgaben, die – familiendynamisch gesehen – dem Kind zukommen können:

- es soll bei der Ablösung von der Herkunftsfamilie helfen
- das Kind soll die Träume von der „heilen Familie“ verwirklichen helfen, die in der Herkunftsfamilie versagt blieben
- und es soll eine brüchig gewordenen Beziehung kitten.

Kommt es zur Trennung des Paares, bilden sich über die Generationengrenzen hinweg neue Paare: Mutter-Kind oder Vater-Kind. Die Instrumentalisierung des Kindes im PAS kommt also u.a. deshalb zustande, weil eine Koalition mit ihm den „Rest“ der erhofften Idealfamilie sichert und es „alles“ zu sein scheint, was Vater oder Mutter noch geblieben ist (vgl. dazu *Jopt* in: *Schmidt* 1998). So kann möglicherweise eine drohende Depression abgewendet werden. Zur Ausgrenzung des Vaters kann es insbesondere dann kommen, wenn die Frau aus einer „vaterlosen“ Familie stammt und diese „Tradition“ unbewusst fortsetzt. Ferner kann der sich um das eigene Kind kümmernde Vater u.U. nur schwer ertragen werden, da er verdrängte Wünsche und Verletzungen bei ihr aktualisiert (*Blesken* 1998; *Langenmayr* 1987). Auf der Paarebene finden sich neben Rachemotiven und dem Abgeben der Schuldfrage noch weitere Gründe, die zu einer Ablehnung und Eltern-Kind-Entfremdung führen können:

- der Vater als „Störenfried“ erinnert durch seine Anwesenheit immer wieder an die Trennung
- der Vater als der „Andere“ hält (männliche) Eigenschaften, Gefühle und Fähigkeiten bereit, die von der Mutter als problematisch interpretiert werden
- der Vater ist „Konkurrent“, wenn er in seiner väterlichen Fürsorge die „weibliche Domäne“ okkupiert hat (*Blesken* 1998).

Letztendlich berücksichtigt der manipulierende Elternteil nicht, dass die Trennung des Paares nicht einfach auf die Eltern-Kind-Ebene übertragen werden kann. „Kinder brauchen beide Eltern für eine gesunde psychische und physische Entwicklung. ... Kinder – auch Kinder mit PAS – lieben beide Eltern und wollen beide Eltern lieben dürfen. Unter der aufgezwungenen Ablehnung lebt die Liebe des Kindes und die Sehnsucht nach dem anderen Elternteil weiter“ (*O'Fatey-Kodjoe/Koepfel* 1998, 21).

## 2.2.2 Geschlechtsspezifische Unterschiede

Die Verarbeitungsmodi in Nachtrennungsphasen unterscheiden sich bei Jungen und Mädchen z.T. erheblich. Sowohl die bestehende Beziehung zu den Eltern, als auch das aktuelle Krisenerleben und der von vielen interpersonellen Unsicherheiten und Umwälzungen begleitete Neuanfang aktivieren insbesondere auch geschlechtsspezifische Denk- und Handlungsmuster. So findet man im Allgemeinen bei Jungen aggressiveres Verhalten als bei Mädchen, die sich zunächst eher angepasst und unauffällig zeigen. Wie amerikanische Forschungen ergaben, äußern sich konfliktbeladene Familienatmosphären bereits im Verhalten von Kleinkindern in Form vermehrter Rücksichtslosigkeit, Undiszipliniertheit und Impulsivität. Eltern, bei denen es erst Jahre später zur Trennung kam, hatten schon früh Ärger und Erziehungsschwierigkeiten mit ihren Söhnen (*Furstenberg/Cherlin* 1993). Es wird angenommen, dass die Scheidung für Jungen von vorneherein stressreicher ist, da sich Ehepaare mit Söhnen zögernder trennen und sie dadurch längeren und stärkeren Belastungen ausgesetzt sind. Die Erziehungskompetenz der Eltern spielt hier insofern eine Rolle, als inkonsistente Disziplinierung, Mangel an Kontrolle über das Kind und eine gestörte Kommunikation die Situation während der Trennungskrise verschlimmern können (*Fthenakis et al.* 1982).

Mütter identifizieren Söhne oft mit dem ghassten Partner und werten die männlichen Persönlichkeitsanteile im Kind ab. Gleichzeitig geraten die Jungen in die Funktion des Partnerersatzes oder erfahren Tendenzen der Überbehütung durch die Mutter. Das hat einen Trend zur weiblichen Identifikation zur Folge, der sich in vermehrt femininen Zügen und bevorzugt weiblichen Spielkameradinnen äußern kann (*Langenmayr* 1987; *Textor* 1991; *Bauers* 1993). Mit dem Verlust des Vaters verlieren Jungen ihr Identifikationsmodell für den Erwerb kognitiver, moralischer und geschlechtsrollenspezifischer Verhaltensweisen (*Fthenakis* 1992), darüberhinaus aber auch oft die Chance, sich mit Hilfe des „Dritten“ aggressiv gegen die Mutter abzugrenzen. „Die Dosierung und Balancierung traditionell männlicher Eigenschaften erscheint schwieriger“, denn ...“unabhängig zu sein heißt, wie der Vater zu sein und die Mutter zu verlassen. Dies ist mit heftigen Schuldgefühlen verbunden“ (*Reich* 1991, 84/85).

Etwa ab der Pubertät stabilisiert sich das Verhalten der Jungen, während die Mädchen ihre ängstliche und überangepasste Haltung gerade aufgeben. Sie machen jetzt stärker durch aggressive Verhaltensweisen auf sich aufmerksam, die sich v.a. gegen den sorgeberechtigten Elternteil richten (*Fthenakis* 1995). Bis sie allerdings die Schwelle zur Adoleszenz erreicht haben, wählen Mädchen meist ein Vorgehen, das sich stabilisierend auf die „Restfamilie“ auswirkt. Sie erbringen gute Schulleistungen, um nicht durch schlechte Noten dem labilen Elternteil zu Hause noch mehr Sorgen zu bereiten und sie übernehmen im Familienalltag mehr Verantwortung als Jungen. Sie wirken, als könnten sie mit der Trennung der Eltern gut umgehen und entwickeln früh die Fähigkeit, erwachsene Sichtweisen zu ver-

stehen (*Napp-Peters* 1995). Somit gerät auch das Mädchen häufig in die Situation eines Partnerersatzes. Ist die Mutter sorgeberechtigt, spielt der Aspekt der Gleichgeschlechtlichkeit sowohl eine Rolle in Bezug auf identifikatorische Nähe, Vertrautheit und Solidarität, als auch hinsichtlich emotionaler und alltagspraktischer Zumutungen und Vereinnahmung. „Ältere Mädchen erleben sich auch als wenig attraktiv und als Frau abgelehnt, wenn sich ihre Väter nicht mehr um sie kümmern. Da ihre Mütter ebenfalls zurückgewiesen wurden, vergrößert die Identifikation mit ihnen noch den Eindruck, nicht liebenswert zu sein“ (*Textor* 1991, 93). Hinzu kommt, dass sie durch weniger Erfahrung mit einem liebevollen Vater auch weniger Möglichkeiten haben, soziale Fähigkeiten und das Selbstvertrauen zu erwerben, die zur Beziehungsgestaltung mit Jungen und Männern nötig sind (*Napp-Peters* 1995).

Wenn in der Adoleszenz ohnehin Entwicklungsaufgaben wie Ablösung von den Eltern, Entwicklung eines eigenen Wertesystems, Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Normen und Werten und v.a. die Identitätsbildung anstehen (vgl. *Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung* 1998), könnte dies der Zeitraum sein, in welchem zusätzlich zum Ablösekampf eine Art „Scheidungsabrechnung“ erfolgt. Verdrängte Gefühle der Enttäuschung sowie Vorwürfe können endlich ausgelebt werden. Aggressiv gefärbte Auseinandersetzungen im Dienste der Autonomieentwicklung treten nun sowieso vermehrt auf und fallen durch ein sich veränderndes Bild des Mädchens von der Mutter u.U. besonders heftig aus. Ambivalent ist das Tochter-Mutter-Verhältnis auch aus dem Grund, weil das Mädchen einerseits die Selbstständigkeit der Mutter bewundert, andererseits aber später nicht dieselben Fehler machen will wie sie (*Deutsches Rotes Kreuz* 1998).

### **2.3 Symptombildung im Sinne von Anpassung und Bewältigung**

Die geschilderten emotionalen Reaktionen und psychosozialen Belastungen führen unter bestimmten Bedingungen zur Entwicklung psychischer Störungen und der Ausbildung körperlicher Symptome. Dabei spielt die individuelle Disposition des Kindes eine zentrale Rolle. *Resch* betont aus entwicklungspsychopathologischer Sicht die Prozesshaftigkeit dieses Geschehens: „Disposition entwickelt sich aus genetischer Ausstattung, biologischen Entwicklungseinflüssen und psychosozialen Interaktionserfahrungen als historisch gewachsene adaptive Fähigkeit. Sie ist also die Resultante aus individuellen und interaktionellen Risikofaktoren, protektiven Faktoren und Traumata, die in der Vergangenheit wirksam waren“ (1999, 620). Diese vorhandene Disposition bildet quasi die strukturelle Matrix, mit der sich das Individuum anstehenden Entwicklungsaufgaben und Lebensereignissen stellt. Der Stil der gebildeten Anpassungs- und Bewältigungskompetenzen entscheidet nun darüber, ob das Affekterleben in unspezifischer Weise zu Abwehrformen, Risikoverhaltensweisen oder subklinischen psychischen Störungen führt. Die Vulnerabilität der Person sowie aktuelle Kontextbedingungen sind richtungsweisend, wenn es darum geht, ob sich eine psychische Krankheit entwickelt oder ob eine Anpassung an die kritischen Lebensereignisse gelingt (*Resch* 1999). Die Disposition der von Trennung und Scheidung betroffenen Kinder ist demnach u.a. geprägt

- von individuellen Faktoren wie Alter, Entwicklungsstand, Konstitution, kognitiver und sozialer Kompetenz, Art und Umfang seiner Bewältigungsstrategien
  - von der Qualität der Beziehung zu den Eltern vor und nach der Trennung
  - von der materiellen und psychischen Trennungsbewältigung der Eltern
  - von ihrer individuellen und gemeinsamen Erziehungskompetenz nach der Trennung
  - und von der sozio-ökonomischen Situation der „Restfamilie“.
- (*Bauers* 1993)

Sofern die biologischen und psychischen Strukturen nicht geschädigt wurden, gelten die Entwicklungskapazitäten eines Kindes als ausreichend groß, um durch Einzelereignisse hervorgerufene biologische und psychosoziale Belastungen abzufedern. Einzelereignisse

wie z.B. der Verlust einer Bezugsperson wirken sich erst dann ungünstig auf die Entwicklung eines Kindes aus, wenn es anschließend zu chronischen Belastungen und Risiken kommt (Resch 1996). Dass die Familie als „hochbedeutsames soziales Gebilde“ (Badura/Pfaff 1989, 657) nicht nur Einfluss auf das psychosoziale Wohlbefinden ihrer Mitglieder nimmt, sondern auch „Risikofaktor“ (Ziegler 1996, 53) für Kinder sein kann, zeigt das Einzelereignis Elterntrennung nur zu deutlich. Wenn es nicht in angemessener Zeit zur Konsolidierung und Überwindung der Krise kommt, sondern zeitextendiert Stressoren wirksam sind, ist die Gefahr einer Erkrankung oder Entwicklungsstörung gegeben. Resch nennt mit der „Intensität, der Dauer, dem Auslöser und der zu erwartenden Auswirkung auf die Entwicklung“ entscheidende Kriterien für die Manifestation einer Störung (1999, 614). Schwarz geht davon aus, dass es sich bei den exazerbierenden Symptomen um Verhaltensweisen und Persönlichkeitsveränderungen handelt, die bereits bestehende Tendenzen und Interaktionsstile in verstärkter Form abbilden bzw. akzentuieren (1999).

Zusammenfassend ist zu sagen, dass der Wandel der Lebensbedingungen bei sich trennenden Familien sowohl psychosozial als auch psychodynamisch in vielerlei Hinsicht als riskant zu bezeichnen ist. Komplexe Zusammenhänge, die sich aus den Lebensgeschichten der Beteiligten, ihren persönlichen Dispositionen, den Umwelt- und Netzwerkbedingungen der Vergangenheit, Gegenwart und der zu erwartenden Zukunft ergeben, sind in der akuten Krisensituation nur schwer zu durchschauen und oft genug nicht mehr handhabbar.

Vor der Beantwortung der Frage, was dabei hilft, das Familiensystem in einer Weise zu reorganisieren, damit Erkrankungen oder auch Spätfolgen verhindert werden können, erscheint es zunächst sinnvoll, auf den Bedeutungszusammenhang von „Schutz- und Risikofaktoren“ sowie „Resilienz“ näher einzugehen.

### **3. Wege zur Bewältigung der Scheidungskrise**

#### **3.1 Das integrative Modell der „Protektiven Faktoren und Prozesse, Risikofaktoren und Resilienz“**

Wie in Längsschnittuntersuchungen zur klinischen Entwicklungspsychologie in den letzten Jahren herausgearbeitet wurde, unterliegen Lebensverläufe nicht alleine den Einflüssen von Risikofaktoren, kritischen Lebensereignissen und spezifischen Mangelenerfahrungen, sondern auch salutogenen Schutzfaktoren und individuellen Bewältigungskompetenzen (Rutter, Lewis/Miller, Garmezy, Antonovsky; alle zit. bei Petzold u.a. 1993).

Im Konzept der Integrativen Therapie werden diese protektiven Prozesse und die darin wirksamen Schutzfaktoren folgendermaßen definiert:

„Protektive Faktoren sind einerseits – internal – Persönlichkeitsmerkmale und verinnerlichte positive Erfahrungen, Bewältigungsleistungen und Selbstwirksamkeitserlebnisse, die zu Resilienzen geführt haben, andererseits – external – spezifische und unspezifische Einflussgrößen [...], die im Prozess ihrer Interaktionen miteinander und mit vorhandenen Risikofaktoren Entwicklungsrisiken und Schädigungen für das Individuum und sein soziales Netzwerk weitgehend vermindern. Sie verringern Gefühle der Ohnmacht und Wertlosigkeit und gleichen den Einfluss adversiver Ereignisse und Ereignisketten aus bzw. kompensieren ihn. Sie fördern und verstärken aber auch als salutogene Einflussgrößen die Selbstwert- und Kompetenzgefühle und –kognitionen und Bewältigungsperformanz des Subjekts sowie die Ressourcenlage und ‚supportive Valenz‘ sozioökologischer Kontexte (Familie, Schule, Nachbarschaft, Arbeitssituation)“ (Petzold/Müller 2003, 11).

Unter Resilienzen sind in diesem Zusammenhang die Widerstandskräfte zu verstehen, zu denen ein Kind zum einen genetisch disponiert ist und die es zum anderen durch Lernprozesse unter Beteiligung von protektiven und Risikofaktoren erworben hat. „Sie haben eine Art ‚psychischer Immunität‘ gegenüber erneuten, ähnlich gearteten Belastungssituationen oder kritischen Lebensereignissen zur Folge und erhöhen damit die Bewältigungskompetenz des Subjekts bei Risiken und bei ‚stressfull life events‘“ (Petzold/Müller 2003, 11; Petzold u.a. 1993).

Im Resilienzzyklus-Modell, das Resilienzen zunächst auf neurobiologischer Ebene auffasst, bewirken somit protektive Faktoren durch Abpuffern von Risiken die Ausbildung von Resilienzen, die bei erneuter Belastung dem Subjekt als „internale protektive Faktoren“ zur Verfügung stehen. Diese werden bei weiteren erfolgreichen Bewältigungsleistungen bekräftigt und machen eine effektivere Nutzung externaler Schutzfaktoren wahrscheinlich (Petzold/Müller 2003). Petzold bezeichnet an anderer Stelle gelungene Problemlösungen für ein Kind, aber auch für ein Familiensystem als ganzes als „protektives Kapital“ (1993, 361).

In der Entwicklungspsychopathologie sind folgende Phänomene konkret mit „Resilienz“ gemeint:

- eine hereditäre Disposition zur Vitalität, die eine gewisse Unempfindlichkeit gegenüber Belastungsfaktoren gewährleistet,
- die Fähigkeit, Belastungen oder Risiken effektiv zu bewältigen,
- die Fähigkeit, sich nach traumatischen Erfahrungen schnell und nachhaltig zu erholen,
- die Fähigkeit, Situationskontrolle und Kompetenz unter akutem Stress und in Konfliktsituationen aufrechtzuerhalten,
- die Fähigkeit, sich an Belastungssituationen so anzupassen, dass Möglichkeiten bestehen, in ihnen zu überleben, ohne dass psychische oder psychosomatische Schädigungen feststellbar werden,
- die Möglichkeit, Belastungserfahrungen zu kommunizieren und aufgrund von Netzwerkorientierung und guter interaktiver Kompetenz und Performanz Schutzpersonen zu mobilisieren.

(Petzold 1996, 194)

Durch die im Weiteren aufgelisteten „potentiellen protektiven Faktoren“ (Petzold 1996, 196) kann die Resilienz gestärkt werden. Welche internalen und externalen Faktoren helfen können, trennungsbedingte Belastungen abzupuffern, hängt von den jeweiligen Gegebenheiten ab und muss für jede Familie ressourcendiagnostisch ermittelt werden:

- soziale Unterstützung innerhalb des sozialen Netzwerkes, d.h. in der und außerhalb der Familie,
- eine verlässliche Beziehung zu einem „significant caring adult“ innerhalb und/oder außerhalb der Familie,
- „schützende Inselerfahrungen“ und „gute Zeiten“ im Verlauf der Entwicklung,
- positive Temperamenteigenschaften (emotionale Flexibilität, Kontaktfähigkeit, Affektregulation),
- positive Erziehungsklimata (Wärme, Offenheit, Akzeptanz) in Segmenten der Lebenswelt (mit einem Elternteil, in der Schule, in der Kirchengemeinde etc.),
- Möglichkeitsräume (potential space), in denen Gestaltungsimpulse und Selbstwirksamkeit erfahren werden können, so dass sich internal orientierte Kontrollüberzeugungen und konstruktive selbstreferentielle Emotionen und Kognitionen, d.h. positive Selbst- und Identitätsschemata entwickeln können,

- soziale Vorbilder, die Werte und Sinnbezüge vermitteln und die konstruktives Bewältigungsverhalten modellhaft zeigen,
- realistische Situationseinschätzung und positive Zukunftsorientierung,
- Leistungsmotivationen und Impetus zur aktiven Problembewältigung,
- kognitive und emotionale Integrationsfähigkeit, die einen „sense of coherence“ (Antonovsky 1987) ermöglichen,
- sozioökologische Kontexte, die einen breiten Aufforderungscharakter und eine Vielfalt von *affordances* bereitstellen, so dass Handlungskompetenzen (*effectivities*) gewonnen werden können,
- dosierte Belastung, die Immunisierungen und das Ausbilden von Bewältigungsstrategien ermöglichen, weil sie die Coping-Kapazitäten und die vorhandenen Ressourcen nicht überfordern,
- Angebote für kokreative (Iijine et al. 1990) sinnvolle Aktivitäten (Hobbys, Sport, Spielmöglichkeiten), die Entlastung, Erfolgserlebnisse und Kreativitätserfahrungen bieten,
- ein positiver, ökologischer Rahmen (Landschaft, Garten etc.), der durch Naturerleben Kompensationsmöglichkeiten schafft,
- Netzwerkorientierung, d.h. die Fähigkeit, soziale Netzwerke aufzubauen und sie zu nutzen,
- Haustiere, deren protektive Funktion gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann,
- Phantasiepotential, die Möglichkeit, sich „innere Welten“ zu erschaffen und „äußere Welten“ in neuer und außergewöhnlicher Weise zu sehen und zu nutzen.

Entscheidend am Modell der „Protektiven Prozesse“ ist, dass es nicht nur Verminderung, Ausgleich und Kompensation von Risiken betont, sondern interventionsorientiert die Förderung und Verstärkung positiver Einflüsse in den Blick nimmt (Petzold 1993). Für die Zielgruppe der von Elterntrennung betroffenen Kinder heißt dies folglich, dass nicht alleine auf das Vorhandensein internaler und externaler Schutzfaktoren gehofft und auf deren Wirksamkeit vertraut werden darf, sondern vielmehr aktiv gesucht und gegebenenfalls bereitgestellt werden muss, was Kinder in der jeweiligen Situation noch benötigen.

Kinder mit hoher Resilienz haben aufgrund ihrer Ausstattung und Lerngeschichte einen guten Zugang zur positiven Erweiterung ihres Bewältigungsskripts. Den Kindern, denen Resilienzen dagegen weitgehend fehlen, stehen sicherlich schlechtere Voraussetzungen zur Verfügung, positive Krisenbewältigungsmechanismen für sich zu entwickeln. Für diese Zielgruppe muss daher in besondere Weise auf die Bereitstellung externaler Schutzfaktoren geachtet werden, um erfolgreiches Coping und damit einen Zuwachs an internalen protektiven Faktoren zu bewirken (Resilienzyklus).

Zur Feststellung wie ein Kind die familiäre Trennungskrise verarbeitet, wird man erst prozessbegleitend kommen, wenn sich im Verlauf der Reorganisation des Alltags die Interaktionseffekte von Resilienzen, protektiven und Risikofaktoren zeigen. Dann gilt es auf der Grundlage bereits bestehender Ressourcen, gezielt an kompensatorischen und entwicklungsförderlichen (salutogenen) Potentialen zu arbeiten.

### **3.2 Ressourcen- und Copinganalyse**

Mittlerweile gibt es zahlreiche Untersuchungen, die sich mit den scheidungsbedingten Auswirkungen auf Familien und ihre Mitglieder beschäftigt haben. Schwerpunkte lagen u.a. auf der Betrachtung der „Defizitperspektive“ (Fthenakis et al. 1982), der relevanten Alltagsstressoren, der notwendigen Anpassungsleistungen im Trennungsverlauf sowie der systemischen Perspektive, wonach sich Familie nicht auflöst, sondern in Form zweier Haushalte weiter besteht (Walper/Schwarz 1999). Neben der Zunahme der Belastungen und der damit verbundenen Risikofaktoren konnte anhand von Verlaufsstudien inzwischen auch herausgearbeitet werden, was die Entwicklung positiv beeinflusst und Kinder z.B.

schützt (z.B. *Hetherington/Kelly* 2002; *Figdor* 1997). Gleichzeitig ist die Reorganisation nach einer Trennung oder Scheidung derart vielschichtig, dass man sich vor Verallgemeinerungen hüten sollte. Die personenbezogenen und ökologischen Kontextbedingungen ergeben für jede Familie ein höchst individuelles Bedingungsgefüge. Hinzu kommt, dass sich v.a. die Qualität der familiären Beziehungen vor, während und nach der Scheidung als zentral bedeutsam erwiesen hat. Ehescheidung ist demnach kein isoliertes Ereignis, sondern in die Vor- und Nachgeschichte eingebunden (*Reis/Meyer-Probst* 1999). So sind die nachfolgend erörterten Verlaufsvariablen als „potentielle protektive Faktoren im Fall von Elterntrennung“ anzusehen. Sie erheben weder einen Anspruch auf Vollständigkeit, noch garantieren sie eine problemlose Krisenbewältigung.

### 3.2.1 Günstige Dispositionen und Kompetenzen der Kinder

Als besonders bedeutend bezeichnet *Sander* auf Seiten der Kinder Alter und Geschlecht sowie sozial-kognitive Fähigkeiten, die es ihnen erlauben, Unterstützungssysteme zu finden und zu nutzen (1988). Das Alter spielt insofern eine Rolle, als kleine Kinder noch stark auf die Unterstützung durch Bezugspersonen angewiesen sind und sie kaum über eigene Bewältigungsmuster verfügen. Ältere Kinder können dagegen bereits erworbene Copingstile anwenden. Als Ausnahme gilt das angehende Pubertätsalter, in dem es kurzfristig zu starken Einbrüchen des Selbstwertgefühls kommen kann (*Reis/Meyer-Probst* 1999). Diese Vulnerabilität wird u.a. damit erklärt, dass die Jugendlichen im Falle einer Elterntrennung ihre wichtigsten Geschlechtsrollenmodelle als unzuverlässig, verunsichernd und mit sich selbst beschäftigt erleben.

Mädchen verarbeiten die Trennung der Eltern scheinbar besser, da sie als anpassungsfähiger gelten und dadurch die mütterliche Unterstützung gewinnen. Die enge, kameradschaftliche Mutter-Tochter-Beziehung dient nach *Hetherington/Kelly* (2002) dem Schutz der Mädchen, darf jedoch nicht das Ausmaß eines Partnerersatzes oder einer Parentifizierung annehmen. Mädchen benötigen nicht in dem Maße den nicht sorgeberechtigten Vater wie die Jungen (*Sander* 1988). Dafür sind bei ihnen jedoch Spätfolgen wahrscheinlicher (*Reis/Meyer-Probst* 1999).

In der Virginia Langzeitstudie ließ sich nachweisen, dass auch Eigenschaften wie körperliche Attraktivität und Temperament einen positiven Einfluss ausüben (*Hetherington/Kelly* 2002). Zum einen erhielten gut aussehende Kinder von Erwachsenen und Gleichaltrigen mehr Unterstützung und zum anderen beeinflusste es sogar die Besuchshäufigkeit. So sahen etwa hübsche Töchter ihre Väter häufiger als unattraktive. Gutwillige, verständige und unkomplizierte Kinder gaben ihren Eltern viel weniger Anlass, sich inkompetent zu fühlen, wodurch weniger Erziehungsstress entstand und sich damit eine zufriedenerere Eltern-Kind-Beziehung entwickeln konnte. „Unsere Befunde zeigen, dass die alte Weisheit: ‚Die Reichen werden immer reicher und die Armen immer ärmer‘, nicht nur im Ökonomischen zutrifft. Unkomplizierte Kinder sind nicht nur anpassungsfähig, vielmehr nehmen ihre Flexibilität und Ichstärke stetig zu, indem andere Menschen auf sie positiv reagieren“ (ibid., 202).

Sozial-kognitive Potentiale wie Intelligenz, Offenheit, Empathie und Charme bilden wichtige Voraussetzungen zum Schutz vor Belastungen im sozialen Netzwerk und bei der Suche nach Ansprechpartnern, an die sich ein Kind wenden kann, wenn die eigenen Eltern nicht zugänglich sind. Für *Grützner et al.* (1997) stellt es eine Herausforderung für Kinder dar, sich mit dem elterlichen Trennungsgeschehen und den eigenen Gefühlen wie Enttäuschung, Trauer, Wut, Schuld und Scham auseinanderzusetzen. Auch die klare Formulierung von Wünschen an die Eltern und das Wahrnehmen des Rechts auf Kontakt mit beiden gelingt am ehesten dann, wenn sich das Kind geeigneten Bezugspersonen annähert und sich ihnen anvertraut.

Sechs Jahre nach der Scheidung hatten sich in der bereits erwähnten Untersuchung von *Hetherington/Kelly* von den Kindern aus 180 Familien Dreiviertel im normalen Vergleichs-

rahmen entwickelt. Interessant erscheinen dabei die sich herauskristallisierenden grundlegenden Anpassungsmuster (2002, 204 ff.):

- Kompetent-opportunistisch
- Kompetent-verantwortungsbewusst
- Kompetent-belastet (ab 15 Jahren)
- Genügsam
- Aggressiv-unsicher

Die Jungen und Mädchen der drei kompetenten Gruppen hatten fast alle die Unterstützung von mindestens einem engagierten Erwachsenen genossen, schnitten in der Schule gut ab, waren beliebt, sozial verantwortlich und hatten verhältnismäßig wenig Verhaltensprobleme. Die Gruppe der kompetent-opportunistischen Kinder war in stark konfliktgeladenen Familien aufgewachsen und hatte früh ein Gespür dafür entwickelt, was andere wollten und wie man ihnen gefallen konnte. Bereits ab sechs Jahren spielten sie die Eltern gegeneinander aus. Im frühen Erwachsenenalter verhalfen ihnen ihre sozialen und strategischen Fähigkeiten zu beruflichem Erfolg.

Die Kinder der kompetent-verantwortungsvollen Gruppe waren zum großen Teil Mädchen. Sie stammten aus konfliktarmen Familien und waren früh dazu herangezogen worden, Verantwortung für andere zu übernehmen. Sie wirkten durch diese Herausforderungen bereichert, suchten sich bei hoher emotionaler Intelligenz ihre Freunde nicht nach Statussymbolen aus und manipulierten sie nicht. Im Erwachsenenalter schlug sich die erworbene Hilfsbereitschaft in einer Überrepräsentation bei helfenden und heilenden Berufen nieder.

Auch in der kompetent-belasteten Gruppe waren mehrheitlich Mädchen vertreten, die sich aber von den kompetent-fürsorglichen darin unterschieden, dass sie eine ängstliche Grundhaltung hatten sowie einem Elternteil sehr früh und intensiv Trost und Unterstützung bieten mussten. Aufgrund eigener hoher Ansprüche erreichten sie viel Anerkennung im privaten und beruflichen Kontext, die sie aber nicht genießen konnten. Das Gefühl, andere zu enttäuschen oder nicht gut genug zu sein, führte zu Eintrübungen der Selbstbildes.

Unter Vernachlässigung der beiden Gruppen der Genügsamen und Aggressiv-unsicheren – ihnen standen durchschnittlich bis wenig Schutzfaktoren zur Verfügung – sei an dieser Stelle nochmals auf die Bedeutung der internalen Ressourcen verwiesen. Wie die Beispiele der Kompetenzgruppen zeigen, tragen sie in der Auseinandersetzung mit dem sozialen Umfeld zur Bewältigung trennungsspezifischer Belastungen sowie zur Herausbildung individueller Stärken, Resilienzen und identitätsstiftender Persönlichkeitsmerkmale bei.

### 3.2.2 Positives Elternverhalten

Der bedeutendste protektive Faktor für ein von Scheidung betroffenes Kind ist die Fürsorge durch den verantwortlichen Elternteil. Seine Aufgabe ist es, die Grundbedürfnisse des Kindes nach Geborgenheit, Zuwendung, Akzeptanz, Entwicklung und Lernen zumindest soweit abzudecken, dass es sich mehrheitlich wohl und aufgehoben fühlt (Largo/Czernin 2003). Das Kind sollte sich nie verlassen vorkommen und seine emotionalen Bedürfnisse befriedigen können, was von der Bezugsperson kontinuierliche Verfügbarkeit und Verlässlichkeit verlangt.

In einer Untersuchung von *Lehmkuhl* Mitte der 80er Jahre zeigte sich, dass die psychische Entwicklung eines Kindes nach der Trennung seiner Eltern vor allem von der Qualität seiner Beziehung zu einer konstanten Bezugsperson vor, während und nach der Scheidung abhängt. Für ältere Kinder und Jugendliche war wesentlich, wie gut und stabil ihre Beziehung zu einer Bezugsperson im Kleinkindalter war (1991). Nach der Trennung ist häufig die



Aufrechterhaltung der Beziehung zum ausgezogenen Elternteil schwierig. Von seinen Fähigkeiten, eine für beide Teile befriedigende Beziehung aufrechtzuerhalten (Sander 1988) und seinem Engagement, dafür Zeit und Energie aufzuwenden, hängt in der Regel ab, ob die Kontinuität gewahrt bleibt. *Hetherington/Kelly* fanden in ihrer Untersuchung heraus, dass die räumliche Entfernung das Besuchsmuster des Vaters beeinflusst. 80 km schien dabei die Distanz zu sein, „ab der die Bequemlichkeit des Vaters über seine Schuldgefühle siegt“ (2002, 184). Eine günstige Voraussetzung für die Aufrechterhaltung der Beziehungen zu beiden Eltern bildet daher das 1998 mit dem reformierten Kindschaftsrecht in Deutschland eingeführte gemeinsame Sorgerecht. Beide Elternteile behalten damit grundsätzlich die gemeinsame Sorge auch nach einer Scheidung, wodurch nachteilige Folgen für die Entwicklung der Kinder reduziert werden können. Fortgesetzte Beziehungen zu dem Elternteil, mit dem die Kinder nicht mehr zusammen leben, entsprechen dabei meist dem ausdrücklichen Wunsch der Kinder und stehen in einem positiven Zusammenhang zu deren Selbstwertgefühl, geringeren emotionalen und Verhaltensproblemen bei Jungen und einer signifikant besseren Anpassung an die neuen Lebensbedingungen insgesamt (*Fthenakis* 1995).

Einen weiteren wesentlichen Schutzfaktor auf Seiten der Eltern stellt ein niedriges Konfliktniveau dar. So ist in hoch konflikthaften Ehen die Entscheidung für eine Trennung weniger belastend für die Kinder als das Miterleben chronischer Auseinandersetzungen der Eltern (*Lehmkuhl* 1991). Ferner provozieren viele elterliche Konflikte nach der Scheidung ausgeprägte Persönlichkeits- und Verhaltensprobleme, so dass Kinder aus Scheidungsfamilien mit geringerem Konfliktniveau besser angepasst sind als Kinder aus vollständigen Familien mit hohem Konfliktniveau (*Hetherington* 1989, cit. *Fthenakis* 1995). In einer Kölner Studie mit Trennungs- und Scheidungsfamilien stellten *Schmidt-Denter et al.* fest, dass der elterlichen Konsensbildung eine Schlüsselfunktion bei der Bewältigung des Scheidungsprozesses und der Verringerung des kindlichen Leidensdrucks zukommt (1997). Diese mit drei Datenerhebungen vollzogene Längsschnittuntersuchung wurde durch eine vierte Erhebungswelle sechs Jahre nach dem Trennungszeitpunkt ergänzt, um die Unterschiede in der Familienentwicklung besser markieren zu können. Dabei haben sich vier Typen von Nachscheidungsfamilien identifizieren lassen, die anhand des Kriteriums des Kindeswohls bewertet wurden. Zwei dieser Beziehungstypen scheinen dabei geeignet, den Entwicklungsbedürfnissen der Kinder entgegen zu kommen:

- In der ersten Gruppe erreichen beide Ex-Partner ein hohes Maß an Konsens und eine weitgehend konfliktfreie Beziehung. Die Familie ist sehr kindzentriert organisiert, die Eltern-Kind-Beziehungen sind wechselseitig eng und herzlich. Ein Großteil der beteiligten Eltern besitzt das gemeinsame Sorgerecht.
- In der anderen Gruppe existiert zwar eine klare Abneigung und Trennung zwischen dem ehemaligen Paar, trotzdem bleibt eine gewisse Kontinuität in den Eltern-Kind-Beziehungen bestehen. Die Kinder sind stark an die Mutter gebunden, bewahren aber als zweiten Pol im Beziehungsgefüge eine positive Zugewandtheit zum Vater (*Schmidt-Denter/Schmitz* 1999).

Diese beiden Beziehungs- bzw. Kooperationstypen von Nachscheidungsfamilien entsprechen den in der Scheidungsforschung eingeführten Begriffen der „gemeinsamen elterlichen Sorge“ und der „parallelen Elternschaft“ (*Jopt* 1992, *Furstenberg/Cherlin* 1993, cit. *Schmidt-Denter/Schmitz* 1999).

In enger Verbindung zur Beziehungsfähigkeit während der sehr belastenden ersten Zeit nach der Trennung steht die Erziehungskompetenz der Bezugspersonen. Kinder profitieren am meisten von autoritativen Eltern, die gleichzeitig offene und Anteil nehmende Gesprächspartner sind sowie zugleich Grenzen setzen und für Disziplin sorgen. Nach *Hetherington/Kelly* ergeben sich daraus drei Schutzwirkungen: die beruhigende Berechenbarkeit des Zuhauses durch die elterliche Verlässlichkeit, die leichtere Lenkbarkeit des Kindes

durch gegenseitiges Vertrauen und Respekt sowie die Feinfühligkeit in der Wahrnehmung von und Reaktion auf Gefühle und Bedürfnisse der Kinder. In ihrer Langzeitstudie waren die Kinder autoritativer Eltern die verantwortungsbewusstesten, unproblematischsten und leistungsfähigsten (2002). Im Alltag kann autoritative Erziehung z.B. bedeuten, dass die Rollenverteilung erhalten bleibt und die Eltern das Kind trösten bzw. unterstützen und nicht umgekehrt. Überfürsorglichkeit aus Schuldgefühlen heraus unterbleibt zugunsten altersgemäßer Aufgaben, welche den Kindern Gefühle der Kompetenz und Handlungsfähigkeit vermitteln. Beim autoritativen Erziehungsstil wird ferner Disziplin eingefordert und konsequent durchgesetzt, ohne das Kind zu demütigen und abzuwerten. Emotionale Not wird erkannt und mit liebevoller Nähe und sicherem Halt beantwortet. Dass dies den Eltern in der eigenen Stresslage nicht leicht fällt, liegt auf der Hand. Die Frage, ob die förderlichen Auswirkungen des autoritativen Erziehungsverhaltens auch bei Stiefvätern zu erwarten sind, ist nach *Walper* (1995) noch fraglich. Zumindest in den ersten beiden Jahren nach einer Wiederheirat hat autoritatives Verhalten des Stiefvaters zu vermehrtem Problemverhalten der Kinder geführt, so dass sich eine weitgehende Zurückhaltung des Stiefvaters als günstiger erweist (*Hetherington* 1987, cit. *Walper* 1995). Grundsätzlich erscheinen Spannungen und Belastungen in zusammengesetzten Familien eher zuzunehmen, während Familien mit alleinerziehenden Müttern zu einem besseren Klima finden. Dies ändert sich offensichtlich auch nach der Eingewöhnungsphase nicht (*Walper* 1995).

Eine nicht unbedeutende Rolle scheint ein erfolgreiches erwachsenes Bewältigungsmodell zu spielen. *Sander* zitiert dazu Untersuchungsergebnisse (*Beattie/Viney* 1980; *Berman/Turk* 1981), nach denen Mütter, die Positives in der Krise entdecken, z.B. unentdeckte Handlungspotentiale ausprobieren und sich über die Verbesserung der Beziehung zum Kind freuen können, ihren Kindern die Bewältigung der Scheidungssituation eher erleichtern, als Mütter, die auf Scheidung mit Rückzug in ängstliche Selbstbezogenheit reagieren (1988). Offensichtlich kommt es darauf an, ob Eltern das Ereignis der Scheidung als Chance für einen Neubeginn oder als unkontrollierbare Lebenskrise auffassen. Kinder, die einen Teil ihrer Sozialisation über Modelllernen erfahren, erwerben mit optimistischen und handlungsfähig gebliebenen Eltern damit weitere Widerstandskraft gegenüber vorhandenen Belastungen.

### 3.2.3 Hilfreiche Umwelteinflüsse

In der Phase der Neuorientierung nach der Trennung verlieren viele bisher gültigen Strukturen an Bedeutung oder lösen sich völlig auf. Um Kinder nicht durch zusätzliche Trennungen zu belasten, sollten soweit möglich die vorhandenen sozialen Bezüge erhalten bleiben. Dies betrifft Lehrer, Schulfreunde, Vereins- und Spielkameraden ebenso wie familienergänzende Betreuungspersonen. D.h. es hilft betroffenen Kindern im Hinblick auf ihre soziale und emotionale Entwicklung, wenn sie nach der Elterntrennung weder umziehen, noch die Schule wechseln müssen. *Largo/Czernin* weisen darauf hin, dass geschiedene Eltern für ihre Kinder eine Lebensform finden sollen, „die sozial, zeitlich und örtlich möglichst große Stabilität gewährleistet“ (2003, 121).

Der familiäre Kontext kann dann zur Ressource werden, wenn die Beziehungen untereinander von positiven Emotionen getragen sind und das Wohlergehen jedes Einzelnen beachtet wird. Geschwister und Großeltern können daher sowohl Risiko-, als auch Schutzfaktoren sein. So konnten *Schmidt-Denter et al.* eher eine unterstützende Wirkung von Geschwisterkindern nachweisen, da sie das verbleibende Familiensystem stabilisierten, emotionale Sicherheit boten und als ältere Geschwister Betreuungsfunktionen übernahmen (1991). *Hetherington/Kelly* ermittelten dagegen nur 10 Prozent der Geschwister, die so konstruktive Beziehungen untereinander hatten, dass sie sich gegenseitig bei den Belastungen des neuen Familienlebens unterstützen konnten. Bei ihnen handelte es sich hauptsächlich um Mädchen, welche verloren gegangenes Vertrauen, Schutz und Verlässlichkeit lieber bei den Schwestern suchten. Jungen erhielten sowohl von Brüdern, als auch von

Schwestern gleichermaßen wenig Unterstützung und Zuneigung. Sie gingen häufiger und langfristig miteinander in Konkurrenz um die wenigen Ressourcen, was in der Adoleszenz teilweise asoziales Verhalten zur Folge hatte (2002).

Großeltern erweisen sich häufig als schnell verfügbare Unterstützung, die in der Ein-Eltern-Familie stabilisierend und entlastend wirken kann, indirekt z.B. durch die Beseitigung finanzieller Engpässe, auf direkte Weise häufig durch die Betreuung der Kinder. *Hetherington/Kelly* stehen hierzu auf dem Standpunkt, dass Großeltern erst dann die emotionale, soziale und kognitive Entwicklung ihres Enkels beeinflussen – und damit zu einem wirksamen Puffer werden – wenn sie mit ihm zusammenleben (ibid.). *Schmidt-Denter et al.* kommen zu dem Schluss, dass auch eine zeitlich begrenzte Unterstützung durch die Großeltern so stabilisierend wirkt, dass dies die Anpassung der Kinder an die Nachscheidungsituation insgesamt positiv beeinflusst (1991). *Grützner et al.* betonen außerdem, dass sich die Großeltern in jedem Fall aus den Konflikten der Ehepartner heraus halten müssen, um hilfreich bleiben zu können (1997).

Da mit wachsendem Alter die Außenkontakte von Kindern immer wichtiger werden, gewinnen auch außerfamiliäre Bezugspersonen wie Lehrer, Trainer, Nachbarn oder Eltern von Freunden zunehmend mehr an Bedeutung. Ein mindestens über einen Zeitraum von zwei Jahren zur Verfügung stehender, kompetenter Erwachsener kann als Hilfe bei der Ablösung von der Familie dienen sowie als Rollenmodell, Gefährte oder Ratgeber (*Hetherington/Kelly* 2002). Heranwachsende können außerhalb der Familie Erfahrungen mit Erwachsenen sammeln, die anders denken, fühlen und handeln als ihre Eltern. Möglicherweise entstehen so neue Beziehungen, auf welche die Kinder in Krisenzeiten zurückgreifen können (*Gerth* 1993).

### 3.2.4 Professionelle Unterstützung

Abschließend sollen der Liste der potentiellen protektiven Faktoren bei Scheidungsproblemen Möglichkeiten professioneller Einflussnahme hinzugefügt werden. Diese reichen von präventiven bis klinisch-therapeutischen Interventionsangeboten und können in Form von Erziehungsberatung, Mediation, Einzel- und Gruppentherapie für Kinder und Eltern, Familientherapie usw. in Anspruch genommen werden. *Schneewind* (1999) stellt mit einem Überblick über Interventionen für Scheidungsfamilien fest, dass es weniger um die Behebung oder Verminderung manifester psychischer oder psychosomatischer Störungen geht, sondern meistens um das Bereitstellen von Wissen und die Erweiterung von Handlungsmöglichkeiten sowie um die Stärkung des Bewältigungspotentials des Einzelnen und der Familie. Nur in Fällen besonderer Belastungen, traumatisierender Vorgeschichten sowie starker psychischer Beeinträchtigungen und Verhaltensauffälligkeiten, benötigen Kinder Therapie.

Die Interventionsangebote professioneller BeraterInnen und TherapeutInnen haben zum Ziel, innerfamiliäre Konflikte zu mindern und die Kompetenzen aller Beteiligten zu erhöhen, damit die Scheidungsfolgen bewältigt werden können. Kinder können insofern davon profitieren, als ihnen (external) ein verlässlicher „Beistand“ durch eine „signifikante“ erwachsene Person an die Seite gestellt wird (*Petzold* 1993, 393 u. 394), die als Fürsprecher fungieren kann sowie eine Vertrauensbeziehung und Hilfestellung gewährleistet. Durch Zielsetzungen wie Förderung von Kommunikationsfertigkeiten, Erwerb von Konfliktlösefertigkeiten, Problemlösetechniken, Begegnen von Diskriminierung, Umgang mit Macht/Ohnmacht bzw. Abhängigkeit und Kontrolle, Wissenserwerb über Scheidung usw. (*Griebel* 2001), bestehen Möglichkeiten des Aufbaus internaler Ressourcen und damit verbesserter Resilienz.

*Griebel* (ibid.) unterstreicht den Nutzen der Einbeziehung der Kinder in die Scheidungsberatung und Mediation anhand australischer Untersuchungsergebnisse (Commonwealth of Australia 2000), wonach den Kindern die Scheidungsberatung/Mediation am besten half, wenn die Auswirkungen elterlicher Konflikte auf die Kinder mit den Eltern erörtert wurden, oder wenn die Kinder direkt mit dem Berater/Mediator ihre Reaktionen auf die Familiensituation besprechen konnten. Die beste Wirkung wurde berichtet, wenn beide Wege beschrit-

ten wurden: ein edukativer Ansatz bei der Elternberatung in Verbindung mit einer direktiven Beratung der Kinder.

*Grützner et al.* bearbeiten in ihrem integrativen Gruppenpsychotherapiemodell auf personenzentrierter Basis mit den Kindern belastende Erlebnisse und Erfahrungen mit elterlichen Auseinandersetzungen und dem Scheitern der Familie. Sie thematisieren die damit verbundenen Gefühle und versuchen dadurch, den Kindern zu einer Integration von Wut, Enttäuschung, Rachegefühlen und Traurigkeit in das Selbstbild zu verhelfen. Schließlich stärken sie sie darin, ihre eigenen Interessen zu formulieren und zu verfolgen, was sich z.B. in der positiven Kontaktpflege zu beiden Eltern äußern kann (1997).

In einem Vergleich mehrerer Evaluationsstudien fanden *Fthenakis et al.* die Wirksamkeit von Gruppeninterventionen bestätigt. „Der Selbstwert der Kinder konnte gesteigert werden; die Kinder erlernten und erprobten neue Formen der Problemlösung; es zeigten sich positive Verhaltensänderungen sowohl in der Schule als auch zu Hause; die Kinder konnten ihre Gefühle häufiger und besser mitteilen; sie brachten höhere Frustrationstoleranz zum Ausdruck; sie konnten sich besser durchsetzen und entwickelten größere Selbstständigkeit. Ihre Angst und in manchen Fällen ihre Depressionswerte konnten reduziert werden und sie verhielten sich weniger aggressiv gegenüber Gleichaltrigen. Zudem sprachen sie häufiger mit ihren Eltern über das Thema Scheidung. Kindliche Schuldgefühle und Verantwortlichkeit für das Befinden der Eltern nahmen ab. Der Kontakt zum nichtsorgeberechtigten Elternteil verbesserte sich und infolgedessen auch der Informationsstand des Kindes über ihn, wodurch eine realistischere Sichtweise in bezug auf die Scheidung entwickelt werden konnte“ (1995, 30).

#### **4. Langzeitfolgen von Scheidung und die Konsequenz**

Wie die Ergebnisse amerikanischer (*Hetherington/Kelly* 2002; *Beal/Hochman* 1992; *Wallerstein et al.* 2002) und deutscher (*Reis/Meyer-Probst* 1999) Studien zeigen, gibt es sehr unterschiedliche Entwicklungsverläufe mit mehr oder weniger gravierenden Spätfolgen. *Wallerstein et al.* (ibid., 26 ff.) focussieren in ihrer Langzeitstudie über 25 Jahre auf die sich zunächst psychosozial verschlechternde Lage der Kinder und verweisen auf die nach einer gewissen Anpassung erfolgte Zunahme von psychischen Problemen im Erwachsenenalter. Sie stellen dar, dass diese Erwachsenen damit Probleme haben, Glück zu genießen, ernsthafte Partnerbeziehungen einzugehen und ihre jahrelang in der Familie eingenommenen Rollen und Positionen darin nicht zu wiederholen. Daneben beschreiben sie die Gruppe von „Überlebenden“, nämlich Scheidungskinder, die „gestärkt aus ihren Kämpfen hervorgehen“ (ibid., 33).

Im Hinblick auf die Transition der Scheidung auf die nachfolgende Generation stellen *Beal/Hochman* (1992) fest, dass die Wahrscheinlichkeit einer Scheidung bei Frauen, deren Eltern sich scheiden ließen bevor sie 16 Jahre alt waren, 59 bis 69 Prozent höher liegt als bei Frauen aus intakten Familien; bei Männern liegt die Rate bei 32 Prozent. Am anfälligsten waren Frauen, die zwischen 10 und 13 Jahren mit den Eltern zusammengelebt und mit 14 Jahren einen Stiefelternteil hatten. Scheidungsstress und schnelle Wiederheirat in der Adoleszenz hatten sich möglicherweise in „schwerwiegenden negativen Auswirkungen“ (ibid., 113) niedergeschlagen.

Auch *Hetherington/Kelly* (2002, 17 ff.) stellen in ihren Untersuchungen fest, dass eine Scheidungsgeschichte in der Familie Menschen in Beziehungen trennungsgefährdeter und in Ehen scheidungsgefährdeter macht. Sie beklagen aber auch, dass die Medien und Teile der klinischen Literatur sich v.a. mit den Risiken von Scheidung und Wiederverheiratung befassen. Sie betonen aus ihrer Sicht, das Wichtigste, was sie über die Scheidung gelernt hätten, sei die „Lektion über die Widerstandskraft“ (ibid., 370). 75 – 80 Prozent der Erwachsenen und Kinder ihrer Studien zeigen nur wenige ernste nachhaltige Probleme beim Anpassungsprozess nach einer Scheidung.

In der zwischen 1970 und 1995 durchgeführten Rostocker Längsschnittstudie (*Reis/Meyer-Probst* 1999) weisen die Ergebnisse auf kurzfristige Einbrüche in der Persönlichkeitsentwicklung der Kinder zum Zeitpunkt der Scheidung hin. Abgeschwächt existiert die psychische Destabilisierung noch im Alter von 20 Jahren. Junge Erwachsene tragen ein leicht erhöhtes Risiko für psychiatrische Symptome bei statistisch bedeutsamen Defiziten im Selbstwert und in der Verhaltenskontrolle mit 25 Jahren. Zusammenfassend wird die Studie so bewertet, dass die langfristigen Scheidungsfolgen zwar eher gering sind, der kumulative Stress aber nicht spurlos an den Kindern vorüber geht. Als wichtigste Erkenntnisse werden zum einen benannt, dass die familiären Beziehungen sowohl vor, als auch während und nach der Scheidung ausschlaggebend sind und nicht das Trennungseignis selbst; zum anderen, dass es maßgeblich vom gesamten Kontext der kindlichen Erfahrung abhängt, ob sich Scheidungsfolgen einstellen, verstärken oder abschwächen.

Zusammenfassend lässt sich die Frage, ob Trennung und Scheidung von Eltern ein Risikofaktor ist, damit eindeutig bejahen, die Frage, ob sie notgedrungen einen schädigenden Einfluss auf die Kinder ausüben muss, dagegen eher verneinen. Zwingend sind langfristige Beeinträchtigungen wohl nicht, aber um diese abzuwehren, bedarf es doch einer Reihe von Voraussetzungen. Dazu zählen zunächst salutogene Einflussgrößen, die als „konstitutive Bestandteile positiver Sozialisationsverläufe“ (*Petzold et al.* 1993, 413) bereits vorhanden sind und „indirekten Einfluss“ (*ibid.*, 412) auf scheidungsbedingte Risikofaktoren ausüben. Diese positiven, salutogenen Elemente puffern die kritischen Ereignisse ab, werden dabei jedoch geschwächt und möglicherweise aufgebraucht. Durch soziales und tiefenhermeneutisches Sinnverstehen wären in einem weiteren Schritt „spezifische protektive Faktoren“ (*ibid.*, 413) aufzuspüren, die im Mikro- und Mesobereich der Familie bereit-, wiederhergestellt, erhalten oder entwickelt werden müssen. „Beratungs- und Behandlungsstrategien sollten also nicht nur auf Risikofaktoren und ‚adversive influences‘ gerichtet sein, sondern auch darauf, salutogene Einflüsse in die Familie (wieder) einzuführen, protektive Faktoren gleichsam zu ‚implantieren‘, und sei es nur mit dem Effekt, ein Gegengewicht zu Risikofaktoren herzustellen oder ‚schützende Insel-Erfahrungen‘ (*Petzold* 1969c) zu ermöglichen, wenn schon keine Beseitigung aller pathogenen Einflussgrößen erreicht werden kann“ (*Petzold et al.* 1993, 427).

Wenn eine Aussicht auf Gelingen des Umstrukturierungsprozesses besteht, kann sich das Bewältigungsskript der betroffenen Kinder auf Dauer erweitern. Einer kontinuierlich verfügbaren Vertrauensperson, dem „significant caring adult“, und einem stabilen, verlässlichen Bezugsrahmen kommt dabei die größte Bedeutung zu. *Wallerstein et al.* (2002) weisen eindringlich darauf hin, wie allein gelassen und unverstanden sich die von ihnen interviewten erwachsenen Scheidungskinder in der Krise gefühlt haben. Weder Eltern, Richter, Anwälte noch Vermittlungsexperten hätten sich in die Lage der Verlustgeschädigten eingefühlt und daraus Konsequenzen gezogen. Ein empathischer und ressourcenorientierter Blick auf das Nötige kann offensichtlich zur Konsolidierung beitragen, denn „wenn es den Kindern schlecht geht, ist daran nicht die Scheidung ‚an sich‘ schuld, sondern die unzureichende Befriedigung ihrer Bedürfnisse“ (*Largo/Czernin* 2003, 239).

## **Zusammenfassung:**

Scheidungsbedingte Risiken werden möglichen Schutzfaktoren gegenübergestellt, um der Frage nachzugehen, wie die Gefahr von Fehlentwicklungen durch Elterntrennung für Kinder vermindert werden kann. Die beiden integrativen Konzepte des „Sozialen Sinnverstehens“ und der „Protektiven Faktoren und Prozesse, Risikofaktoren und Resilienz“ verhelfen zu einer differenzierten Betrachtung der Problematik von Scheidungsfamilien. Die Lebensweltveränderungen im Mikro- und Mesokontext von Kindern sowie Veränderungen in Bezug auf ihre „innere Realität“ werden an Beispielen verdeutlicht. Ein Überblick über Schutzfaktoren, Resilienzen und Ressourcen bei Kindern, Eltern, Personen aus dem Netzwerk und professionellen Helfern zeigt Wege zur Bewältigung von Scheidungsfolgen auf.

## **Summary:**

Risks of parental divorce are opposed to potential protective factors, to discuss, how to decrease the risk of disorders for children that are caused by parents' divorce. The two integrative concepts of „understanding social meaning“ and „protective factors and process, risk factors and resilience“ help to look different at the problems of families in divorce. The changes of micro and meso environments of children and also changes of their „inner reality“ are illustrated by examples. An overview on protective factors, resiliences and resources at children, parents, network persons and professional helpers shows how to master consequences of divorce.

**Keywords:** divorce, understanding social meaning, protective and risk factors

## Literatur:

- Badura, B.; Pfaff, H. (1989): Stress – Ein Modernisierungsrisiko? *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 41, Heft 4, S. 644-668.
- Balloff, R.; Walter, E. (1991): Reaktionen der Kinder auf die Scheidung der Eltern bei alleiniger oder gemeinsamer elterlicher Sorge. *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, Jg. 38, S. 81-95.
- Bauers, B. (1993): Psychische Folgen von Trennung und Scheidung für Kinder. In: Menne, K.; Schilling, H.; Weber, M. (Hrsg.) (1993): *Kinder im Scheidungskonflikt*. München: Juventa. S. 39-62.
- Beal, E.; Hochman, G. (1992): *Wenn Scheidungskinder erwachsen sind*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Beck, U.; Beck-Gernsheim, E. (1990): *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck, U.; Ziegler, U.E. (1997): *Eigenes Leben: Ausflüge in die unbekannte Gesellschaft, in der wir leben*. München: Beck.
- Beck-Gernsheim, E. (1997): Wenn Scheidung normal wird. *Pädagogik*, Heft 7-8, S. 21-25.
- Beck-Gernsheim, E. (1998): Was kommt nach der Familie? Einblicke in neue Lebensformen. München: Beck.
- Blesken, K.W. (1998): Das Kind als Objekt im Scheidungs-/Trennungskonflikt. *Report Psychologie*, Jg. 23, Heft 3, S. 226-233.
- Brisch, K.H. (1999): *Bindungsstörung: von der Bindungstheorie zur Therapie*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hrsg.) (1998): *Gesundheit für Kinder und Jugendliche*. Köln: BzgA.
- Deutsches Rotes Kreuz Landesverband Berliner Rotes Kreuz e.V. (1998): „Scheiden tut weh ...“ Psychologisch-therapeutische Gruppenarbeit mit Scheidungskindern. Berlin: Zentrale Universitätsdruckerei FU.
- Dolto, F. (1996): *Scheidung – wie ein Kind sie erlebt*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Dorbritz, J.; Gärtner, K. (1998): Bericht 1998 über die demographische Lage in Deutschland mit dem Teil B "Ehescheidungen - Trends in Deutschland und im internationalen Vergleich". *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, Jg. 23/4, S. 373-458.
- duBois, R. (1998): *Kinderängste: Erkennen - verstehen - helfen*. München: Beck.
- Erler, M. (1996): *Die Dynamik der modernen Familie. Empirische Untersuchung zum Wandel der Familienformen in Deutschland*. Weinheim, München: Juventa.
- Figdor, H. (1997<sup>6</sup>): *Kinder aus geschiedenen Ehen: Zwischen Trauma und Hoffnung*. Mainz: Matthias-Grünwald.
- Fthenakis, W.E. (1992): Zur Rolle des Vaters in der Entwicklung des Kindes. *Praxis Psychotherapie – Psychosomatik*, Jg. 37, S. 179-189.
- Fthenakis, W.E. (1995): Kindliche Reaktionen auf Trennung und Scheidung. *Familiendynamik*, Heft 2, S. 127-154.
- Fthenakis, W.E.; Niesel, R.; Kunze, H.-R. (1982): *Ehescheidung: Konsequenzen für Eltern und Kinder*. München, Wien, Baltimore: Urban & Schwarzenberg.
- Fthenakis, W.E. et al. (1995): *Gruppeninterventionsprogramm für Kinder mit getrennt lebenden oder geschiedenen Eltern: TSK – Trennungs- und Scheidungskinder*. LBS-Initiative Junge Familie. Weinheim: Beltz.
- Furstenberg, F.F.; Cherlin, A.J. (1993): *Geteilte Familien*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Gardner, R.A. (1992): *Parental Alienation Syndrome – A Guide For Mental Health and Legal Professionals*. New Jersey: Creative Therapeutics.
- Gerhard, U. (1978): *Verhältnisse und Verhinderungen. Frauenarbeit, Familie und Rechte der Frauen im 19. Jahrhundert*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gerth, U. (1993): Familiäre Ressourcen zur Bewältigung der Trennungskrise. In: Menne, K.; Schilling, H.; Weber, M. (Hrsg.) (1993): *Kinder im Scheidungskonflikt*. München: Juventa. S. 293-298.

- Griebel, W. (2001): Bewältigungshilfen für Scheidungskinder: Von der Individualtherapie zu Gruppenangeboten. Beitrag zur 2. Münchener Tagung für Familienpsychologie „Familien heute: Herausforderungen an Partnerschaft und Elternschaft“ am 16. u. 17.02.2001 in München.
- Grützner, W.; Kulisch, E.; Langenmayr, A. (1997): Gruppenpsychotherapie bei Kindern aus Scheidungsfamilien und ihren Eltern. Ein integratives Modell auf personenzentrierter Basis. In: *Boeck-Singelmann et al.* (Hrsg.) (1997): Personenzentrierte Psychotherapie mit Kindern und Jugendlichen. Bd 2: Anwendung und Praxis. Göttingen, Bern, Toronto, Seattle: Hogrefe.
- Habermas, T. (1999): Geliebte Objekte. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hetherington, E.M.; Kelly, J. (2002): Scheidung. Die Perspektiven der Kinder. Weinheim, Basel, Berlin: Beltz.
- Herbert, M. (1999): Wenn die Eltern sich trennen: Trauer und Neubeginn. Bern, Göttingen, Toronto, Seattle: Huber.
- Jäckel, K. (2000): Der gebrauchte Mann. München: dtv.
- Jopt, U. (1997): Scheidungskinder – Problemkinder? *Pädagogik*, Heft 7-8, S. 16-20.
- Keupp, H. (1993): Zugänge zum Subjekt. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Langenmayr, A. (1987): Unvollständigkeit von Familien und ihre Auswirkungen auf die Kinder. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*. Jg. 36, S. 249-256.
- Largo, R.; Czernin, M. (2003): Glückliche Scheidungskinder. Trennungen und wie Kinder damit fertig werden. München: Piper.
- Lehmkuhl, U. (1991): Erfahrungen von Kindern und Jugendlichen im Rahmen der Trennung – Empirische Daten. *Zeitschrift für Familienforschung*, Heft 2, S. 5-13.
- Lenz, M.; Tillmann, K.-J. (1997): Zerfall oder neue Vielfalt? Familienformen im Spiegel empirischer Daten. *Pädagogik*, Heft 7-8, S. 11-15.
- Metzmacher, B.; Zaepfel, H. (1996): Methodische Zugänge zu den Erfahrungswelten des Kindes. Zur Verbindung von tiefenpsychologischem und sozialem Sinnverstehen in der Integrativen Kindertherapie. In: *Metzmacher, B. et al.* (Hrsg.) (1996): Therapeutische Zugänge zu den Erfahrungswelten des Kindes von heute. Integrative Kindertherapie in Theorie und Praxis, Bd. 1. Paderborn: Junfermann. S. 75-130.
- Minich, I. (1998): Scheidung – was wird aus den Kindern? München: Knaur.
- Napp-Peters, A. (1995): Familien nach der Scheidung. München: Antje Kunstmann.
- Ofuatey-Kodjoe, U.; Koepfel, P. (1998): The Parental Alienation Syndrome (PAS). *Amtsvormund*, Jg. 71, Heft 1, S. 9-27.
- Petzold, H.G. (1993): Integrative Therapie: Modelle, Theorien und Methoden für eine schulenübergreifende Psychotherapie. Bd. II u. III. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G. (1996): Weggeleit, Schutzschild und kokreative Gestaltung von Lebenswelt – Integrative Arbeit mit protektiven Prozessen und sozioökologischen Modellierungen in einer entwicklungsorientierten Kindertherapie. In: *Metzmacher, B.; Petzold, H.G.; Zaepfel, H.* (Hrsg.) (1996): Therapeutische Zugänge zu den Erfahrungswelten des Kindes von heute. Integrative Kindertherapie in Theorie und Praxis, Bd. 1. Paderborn: Junfermann. S. 169-280.
- Petzold, H.G. (2002b): Zentrale Modelle und KERNKONZEPTE der „INTEGRATIVEN THERAPIE“. Düsseldorf, Hückeswagen. Bei [www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) – POLYLOGE: *Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* – 02/2002.
- Petzold, H.G.; Goffin, J.J.M.; Oudhof, J. (1993): Protektive Faktoren und Prozesse – die „positive“ Perspektive in der longitudinalen, „klinischen Entwicklungspsychologie“ und ihre Umsetzung in die Praxis der Integrativen Therapie. In: *Petzold, H.G.* (Hrsg.) (1993): Frühe Schädigungen – späte Folgen? Psychotherapie und Babyforschung, Bd 1. Paderborn: Junfermann. S. 345-497.
- Petzold, H.G.; Müller, L. (2003): Resilienz und protektive Faktoren im Alter und ihre Bedeutung für den Social Support und die Psychotherapie bei älteren Menschen. Düsseldorf, Hückeswagen. Bei [www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) – POLYLOGE: *Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* – 08/2003.
- Peuckert, R. (1999<sup>3</sup>): Familienformen im sozialen Wandel. Opladen: Leske+Budrich.
- Reich, G. (1991): Kinder in Scheidungskonflikten. In: *Krabbe, H.* (Hrsg.) (1991): Scheidung ohne Richter. Reinbek: Rowohlt. S. 59-85.
- Reis, O.; Meyer-Probst, B. (1999): Scheidung der Eltern und Entwicklung der Kinder: Befunde der Rostocker Längsschnittstudie. In: *Walper, S.; Schwarz, B.* (Hrsg.) (1999): Was wird aus den Kindern? Weinheim, München: Juventa. S. 49-71.
- Resch, F. (1996): Entwicklungspsychopathologie des Kindes- und Jugendalters. Weinheim: PVU.



- Resch, F. (1999): Beitrag der klinischen Entwicklungspsychologie zu einem neuen Verständnis von Normalität und Pathologie. In: Oerter, R.; v. Hagen, C.; Röper, G.; Noam, G. (Hrsg.) (1999): Klinische Entwicklungspsychologie. Weinheim: PVU. S. 606-622.
- Rolff, H.G.; Zimmermann, P. (1997<sup>5</sup>): Kindheit im Wandel. Eine Einführung in die Sozialisation im Kindesalter. Weinheim, Basel: Beltz (neu bearb. Aufl.).
- Sander, E. (1988): Überlegungen zur Analyse fördernder und belastender Bedingungen in der Entwicklung von Scheidungskindern. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, Heft 1, S. 77-95.
- Schmidt, A. (1998): Mehr Vater fürs Kind – auch nach Trennung oder Scheidung. Weinheim, Basel: Beltz.
- Schmidt-Denter, U.; Beelmann, W.; Trappen, I. (1991): Empirische Forschungsergebnisse als Grundlage für die Beratung von Scheidungsfamilien: Das Kölner Längsschnittprojekt. *Zeitschrift für Familienforschung*, Jg. 3, Heft 2, S. 40-51.
- Schmidt-Denter, U.; Beelmann, W.; Hauschild, S. (1997): Formen der Ehepartnerbeziehung und familiäre Anpassungsleistungen nach der Trennung. *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, Jg. 44, S. 289-306.
- Schmidt-Denter, U.; Schmitz, H. (1999): Familiäre Beziehungen und Strukturen sechs Jahre nach der elterlichen Trennung. In: Walper, S.; Schwarz, B. (Hrsg.) (1999): Was wird aus den Kindern? Weinheim, München: Juventa. S. 73-90.
- Schneewind, K.A. (1999<sup>2</sup>): Familienpsychologie. Stuttgart: Kohlhammer.
- Schuch, H.W. (2000): Grundzüge eines Konzeptes und Modells „Integrativer Psychotherapie“. *Integrative Therapie*, Jg. 26, Heft 2-3, S. 145-202.
- Schwarz, B. (1999): Die Entwicklung Jugendlicher in Scheidungsfamilien. Weinheim: PVU.
- Statistisches Bundesamt (2004): Entwicklung der Scheidungsrate. Bei <http://www.bpb.de/wissen/NHXPDM.html>
- Textor, M.R. (1991): Scheidungszyklus und Scheidungsberatung. Göttingen: Van-den-hoeck und Ruprecht.
- Tyrell, H. (1988): Ehe und Familie – Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung. In: Lüscher, K.; Schultheis, F.; Wehrspau, M. (Hrsg.) (1988): Die „postmoderne“ Familie. Konstanz: Universität. S. 145-156.
- Wallerstein, J.S.; Lewis, J.M.; Blakeslee, S. (2002): Scheidungsfolgen – Die Kinder tragen die Last. Eine Langzeitstudie über 25 Jahre. Münster: Votum.
- Walper, S. (1995): Familienbeziehungen und Sozialentwicklung Jugendlicher in Kern-, Ein-Eltern- und Stieffamilien. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, Bd. 27/2, S. 93-121.
- Walper, S.; Schwarz, B. (1999): Risiken und Chancen für die Entwicklung von Kindern aus Trennungs- und Stieffamilien: Eine Einführung. In: Walper, S.; Schwarz, B. (Hrsg.) (1999): Was wird aus den Kindern? Weinheim, München: Juventa. S. 7-22.
- Zaepfel, H.; Metzmacher, B. (1998): Kinder- und Jugendlichentherapie in komplexen Lebenswelten. Das Konzept des Sozialen Sinnverstehens. *Integrative Therapie*, Jg. 24, Heft 3-4, S. 314-335.
- Zaepfel, H.; Metzmacher, B. (1999): Soziales Sinnverstehen in der Beratung und Therapie von Kindern und Jugendlichen. In: Romeike, G.; Imelmann, H. (Hrsg.) (1999): Hilfen für Kinder. Konzepte und Praxiserfahrungen für Prävention, Beratung und Therapie. Weinheim, München: Juventa. S. 61-82.
- Ziegler, K. (1996): Psychosoziale Bewältigung von Stress im Kindesalter. In: Mansel, J. (Hrsg.) (1996): Glückliche Kindheit – Schwierige Zeit? Reihe Kindheitsforschung. Opladen: Leske+Budrich. S. 40-83.